Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

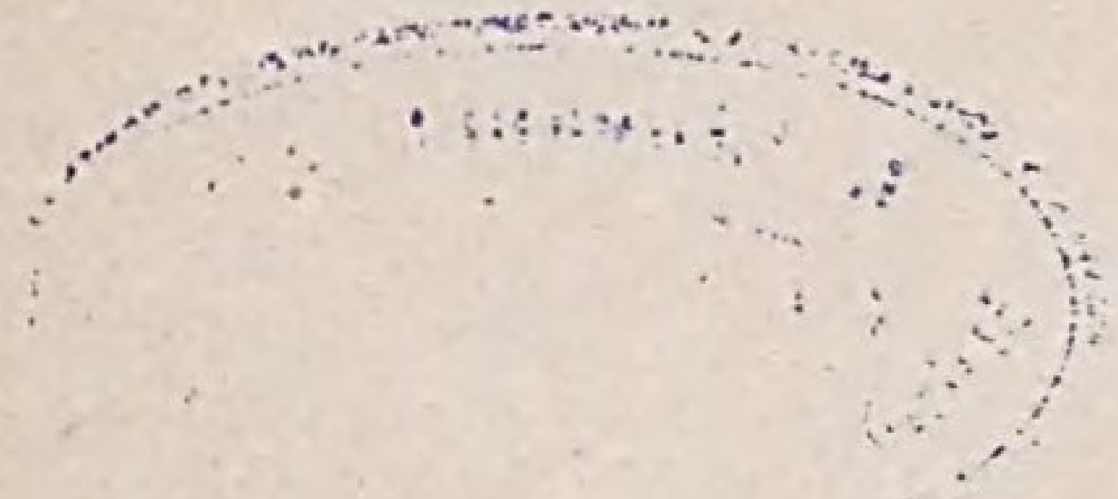
J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.



Eine alte Schuld.

Erster Band.

Eine alte Schuld.

Roman

von

A. von der Elbe. [= Auguste von der Decken]

Erster Band.

Berlin 1890.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Im Frühjahre, vor dem Schluß des Hazardspiels in Baden-Baden, war das dortige Rennen noch einmal von einer bedeutenden Anzahl internationaler Gäste besucht. Heute flutete die Menge größtentheils wieder ab und stellte der Bahnverwaltung zu Oos eine schwierige Aufgabe. Alle mit den stündlich abgelassenen Extrazügen aus dem Sammelplatz Ankommenden wollten entweder gen Süden nach Straßburg und Freiburg oder gen Norden nach Karlsruhe und weiter befördert werden.

Um zehn Uhr hatte das Treiben auf dem Bahnhofe von Oos seinen Höhepunkt erreicht. Eine Menge eleganter Reisender wartete auf dem Perron des Zuges, der vom Oberrhein einfahren mußte. Es

schwirrte und plapperte in allen Zungen durcheinander. Bunte Farben, blitzende Augen, lachende Lippen, wohin man sah.

Die Damen trugen kecke phantastische Hütchen mit schillernden Vögeln, bunten Federn oder auffallenden Blumen; kleine mit Gold oder Seide durchwirkte Schleier hoben den schmachtenden Blick der Augen, viele waren durch künstlich schönen Teint und scharf gezogene Augenbrauen ausgezeichnet, und wußten dreist und in treffenden Ausdrücken über den Sport mitzusprechen. Fast Alle waren jung oder gaben sich doch den Anschein, es zu sein.

Auch ihre Kavaliere schienen einer besonderen Klasse von Menschen anzugehören. Sie trugen mancherlei phantastische Kopfbedeckungen, vom breiten Kalabreser bis zur kleinen Jockeymütze; bunte Kravatten und Nadeln, welche die verschiedensten Reitembleme, vom Pferdekopf bis zum Hufeisen darstellten, helle Ueberzieher, auch flatternde Sommermäntel mit Doppelkragen, und hier und da eine Reitpeitsche unter dem Arm. Ihre Taschen oder Köfferchen waren von dem

vorzüglichsten Juchten, und das Geld schien bei ihnen sehr flüssig zu sein. Zwischen diese heitern Lebenslustigen war hier und da ein ernsthafter Engländer, oder ein bitter und verzweiflungsvoll dareinschauender Mißvergnügter, als Leute anderer Art, eingesprengt, wie die düsteren Tannen in den lichten Buchenwald.

Zur Seite stand ein Paar in eifriger aber geflüsterter Unterhaltung. In dem Herrn erkannte man, so geflissentlich er auch bemüht sein mochte, den Anschein der Jugendlichkeit festzuhalten, den hohen Vierziger. Das schwarze Haar, vielleicht etwas gefärbt, spielte doch an einigen Stellen ins Graue, der stark aufgewichste Schnurrbart, der knapp herausrasirte Henriquatre, gaben dem Gesichte, das von raschen, begehrlichen Augen beherrscht wurde, etwas Kavaliermäßiges, aber auch Abenteuerliches. Er war hager und ziemlich groß und mußte sich tief zu dem reizenden, puppenhaften Wesen an seiner Seite hinunter neigen, um ihr Ohr zu erreichen. Und doch war sie nicht zu klein, ihre außerordentliche Zierlichkeit und Beweglichkeit ließ sie nur so elfenartig erscheinen.

Sie besaß eine ganz ungewöhnliche jugendliche Schönheit, und es zeigte sich keine Spur von den Nachhülfen, welche die meisten anderen Damen nicht verschmäht hatten. Ihre schimmernd weiße Haut mit dem leichten rosigen Anfluge war eine glückliche Naturmitgabe, ebenso die Purpurlippen ihres schön geschwungenen Mundes. Volles schwarzes Haar krauste sich über der Stirn, und wurde am Hinterkopf zum Knoten geschlungen, von einem goldenen Pfeil durchflochten. Ein kleines Kapottehütchen von schwarzen Spitzen mit einem Veilchenkranz krönte ihr hübsches Köpfchen so zierlich, als könne sie nichts Anderes tragen. Ihr Anzug aus veilchenfarbener matter Seide mit ebensolchem Sammet ausgeputzt, hob, tadellos gearbeitet, ihre wundervolle, biegsame Gestalt. Sie trug einen Sonnenschirm von schwarzen Spitzen mit Elfenbeingriff und ein Bouquet frischer Veilchen in ihren fein behandschuhten Kinderhänden und sah jetzt ernsthaft und fragend mit ihren schimmernden braunen Augen zu ihrem Begleiter empor.

„Unbesorgt, ma chérie,“ sagte er, französisch sprechend, zu ihr niedergebeugt, „es wird sich ganz gewiß eine Gelegenheit finden.“

Sie zuckte die Schultern: „Ich möchte nach Paris zurückkehren.“

„Später, mon ange, später! Bei Deinem guten Deutsch — diese Lourdauds sprechen ja Alle nicht gern französisch — bei Deiner Schönheit kann es uns nicht fehlen, daß —“

Der Zug brauste heran. „Einsteigen, meine Herrschaften!“ riefen die Schaffner. Es kam neues Leben in die Menge, das Plappern, Lachen und Winken verdoppelte sich. Ein großes Gedränge und Geschiebe begann. So sehr man sich auch beeilen mochte, es dauerte einige Minuten bis Alle Platz genommen, es warer ihrer gar zu viele unterzubringen.

Bereit, jeden Augenblick in eine der offenen Coupéthüren zu springen, stand ein hübscher, schlanker Dragoneroffizier als einer der Letzten auf dem Perron, im Kreise mehrerer Kameraden, die ihn augenscheinlich nicht gern fortlassen wollten.

„Dein Schwadronschef wird ja kein Unmensch sein, Eberhard!“

„Ja, Du hättest gewiß Nachurlaub —“

„Der Dienst wißt Ihr, Sr. Majestät Dienst,“ lachte der Scheidende.

„Bei Deiner Tasche voll Gold, Deinem pyramidalen Reiterglück —“

„Mich hinderten ja nicht die Finanzen am Hierbleiben,“ sagte mit einem Anflug von Empfindlichkeit Eberhard.

„Er weiß, daß er am grünen Tisch die Moneten doch wieder verjeuen würde.“

„Einsteigen, meine Herren,“ mahnte noch einmal der Schaffner. Die Thüren wurden zugeschlagen, Eberhard sprang in das erste beste noch offene Coupé und nickte, als es geschlossen wurde, den Umstehenden zu.

„Alle Wetter, er hat die reizende Violette als vis-à-vis!“

„Ist das ein kolossaler Glücksfall!“

„Faktisch, sie ist's!“

„Na, er wird nicht blöde sein, wird sich schon heranschlängeln.“

„Sie, die wir Alle in diesen Tagen aufs Korn genommen, die so spröde auszuweichen schien —“

„Bitte sehr, ihre schönen Augen durchaus nicht.“

So teilten sich halblaut die jungen Offiziere ihre Wahrnehmungen und Betrachtungen mit.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Eberhard grüßte mit der Hand an der Mütze aus dem offnen Fenster, dann zog er sich zurück.

„Du hättest seines Rennpreises nicht erwähnen sollen,“ sagte einer der jungen Herren. „Eberhard muß sich einschränken, er thut es in anständiger Weise. In solcher Lage wird man am liebsten gar nicht an das verdammte Geld erinnert.“

Sie wandten sich, um bis zum Abgange des nächsten nach Baden-Baden zurückkehrenden Zuges, ein Glas Bier in der Bahnhofsrestauration von Oos zu trinken.

Eberhard hatte sogleich wahrgenommen, daß er sich in einem ganz gefüllten Coupé erster Klasse und

der schönen jungen Pariserin gegenüber befinde, die ihm und seinen Kameraden als ungewöhnliche Erscheinung unter den Damen des Rennplatzes von Baden-Baden mehrfach aufgefallen war. Als der Schaffner sich ins Fenster legte, um die Billets zu coupiren, sagte ihm der junge Offizier, daß er im Gedränge mit seinem Billet zweiter Klasse hier herein geraten sei, den Platz aber zu behalten wünsche und bitte, ihm auf der nächsten Station das Zuschlagbillet zu lösen. Der Beamte griff an seine Mütze und versprach, die Sache in Ordnung zu bringen.

Eberhard begann nun, in einem nicht gerade mustergültigen Französisch, sich nach den Wünschen der Dame hinsichtlich des Oeffnens oder Schließens des Fensters zu erkundigen und erhielt die Antwort in einem reizenden, etwas gebrochenen Schweizerdeutsch. Auf sein Kompliment über ihre Beherrschung der Sprache, erklärte sie, ihre Bonne sei eine Schweizerin gewesen, und als Kind lerne sich ja Alles leicht. Die Wahrnehmung, daß er mit dem schönen Gegenüber in seiner Muttersprache verkehren könne, erleichterte

dem Lieutenant, der allerdings im Feldzuge viel Französisch gesprochen hatte, den Verkehr. Sie ging freundlich ein und schien ebenso geneigt wie er, sich die Einförmigkeit der Reise durch heiteres Geplauder zu verkürzen. Ihr Begleiter, der neben Eberhard saß, verstand das Deutsch nicht immer, seine kurzen Einwürfe waren französisch gefaßt, die Dame blieb aber bei dem Deutschen, was dem jungen Offizier schmeichelte.

Es fanden sich eine Menge Berührungspunkte in dem eben Erlebten. Die Renntage von Baden-Baden, frisch in Aller Gedächtniß, boten Stoff genug, ein interessantes, ganz unpersönliches Gespräch in lebhaftem Fluß zu halten. Auch der schwarzbärtige Kavalier der Schönen warf kurze, scharfe Bemerkungen ein und schien von den deutschen Antworten seiner Dame gar nicht unangenehm berührt.

Eberhard brannte darauf zu erfahren, in welchem Verhältniß die Beiden zu einander stehen möchten. Er nannte sie mit Schmeichelnamen: ma petite, ma mignonne, ma belle. Sie redete ihn „Alphonse“ an. War es ein Ehepaar? Viel lieber wollte Eberhard

ein anderes, ein verwandtschaftliches Verhältniß annehmen, sie konnten auch Geschwister, oder Nichte und Onkel sein. Jegliche zweideutige Zusammengehörigkeit, wie sie unter den Gästen des Rennplatzes genug vorkommen mochte, hielt er jedoch in diesem Falle für ausgeschlossen. Der Kavalier hatte ohne Frage, wenn auch nichts Angenehmes, so doch etwas Distinguirtes, und sie war von solch naiver Anmut, sah so lieblich und kindlich aus, daß sie nur auf den Höhen des Lebens zu Hause sein konnte.

In Karlsruhe verließen sämmtliche Reisende das Coupé, um auf die linksseitige Rheinbahn, oder in die Richtung nach Stuttgart überzugehen. Nur das französische Paar und der Dragonerlieutenant blieben zurück.

Eberhard fühlte bei dieser Wahrnehmung sein Herz vor Freude klopfen. Sollten seine interessanten Reisegefährten bis Frankfurt mitfahren, so würde er gewiß Näheres über sie herausbringen können. Er faßte seine Gedanken auch sogleich in einleitende Worte und ließ die That folgen. Sich zu dem Herrn

wendend, sagte er: „Da ich, wie mir scheint, den Vorzug genießen werde, mich noch länger Ihrer Gesellschaft zu erfreuen, mein Herr, so gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen.“ Er hatte seine Brieftasche hervorgezogen und eine Karte herausgenommen, die er jetzt überreichte.

Der Franzose las: Eberhard von Bernsbach, Premierlieutenant im X^ten^ Dragonerregiment Nr. 0. „Ah!“ machte der Fremde, nachdem er gelesen, und holte dann seinerseits ein elegantes Etui hervor, dem er zwei Karten entnahm, die er höflich seinem Gegenüber — er hatte sich jetzt neben die Dame gesetzt — darbot. Der junge Offizier überflog die Karten gespannt, sie trugen die Namen: „Mr. le marquis de Rambert“ und „Mademoiselle Valerie de Rambert.“ Also doch gleichen Namens, Verwandte! Ein unwillkürliches Gefühl der Befriedigung, zu erfahren, daß es kein Ehepaar sei, erfüllte den jungen Offizier. Nachdem man sich zu nennen wußte, wurde die Unterhaltung noch um vieles ungezwungener und jetzt auch persönlicher. Die Anrede: „ma chère nièce“,

und mon oncle“, waren zur weiteren Aufklärung des Gefährten zwischen dem französischen Paare ausgetauscht und von den beiderseitigen Verhältnissen wurde nun Mancherlei erwähnt.

Die Fremden plauderten über das Leben in Paris, wie es sich jetzt bald nach dem Friedensschluß von 1871 neu zu gestalten beginne. Eberhard, der sich in seinem großmütigen Empfinden angenehm berührt fühlte, hier vorurteilsfreie, versöhnliche Franzosen zu treffen, bemühte sich, den liebenswürdigen Feinden einen angenehmen Eindruck zu machen, und die im Hintergrunde lauernde Idee vom deutschen Bären im Keime zu ersticken.

Er war mit seinem Regimente durch ganz Frankreich gezogen. Die Dragoner hatten, der 4. Kavallerie-Division zugeteilt, nach den Kämpfen bei Wörth die Mac Mahon'schen Trümmer durch die Vogesen bis Chalons und von dort bis Sedan verfolgt. Von Paris aus wurde die Division gegen Orleans dirigirt, um die Cernirungsarmee nach dorthin zu schützen, hatte dann an allen Kämpfen des von der Tann'schen

baierschen Korps im Oktober und November teilgenommen. Später bis zum Waffenstillstande unter dem Großherzoge von Mecklenburg täglich in verlustreicher Fühlung mit dem Feinde, namentlich den Franktireurs gestanden. So kannte Eberhard das Vaterland seiner Gefährten ziemlich genau und erging sich in milden, anerkennenden Bemerkungen über Frankreich und alles Vorgefallene. Aeußerungen, die, wie ihm schien, eine gute Aufnahme fanden und das beiderseitige Wohlgefallen verstärkten.

Der Marquis erzählte, daß er über Frankfurt, welches man in Augenschein nehmen wolle, eine Rheintour zu machen gedenke, damit seine kleine Freundin, die so brav deutsch sprechen gelernt habe, dafür etwas recht Schönes von Deutschland zu sehen bekomme. Nachher würden sie wohl für ein paar Wochen ihren Aufenthalt in Wiesbaden nehmen.

Eberhard bat, die Herrschaften dort aufsuchen zu dürfen, es sei von Frankfurt, wo er in Garnison stehe, eine bequeme Tagespartie, und Monsieur de Rambert versprach den charmanten Reisegefährten zu

benachrichtigen, sobald man in Wiesbaden angekommen sei.

Nun wandte sich das Gespräch ganz natürlich auf das nächste Ziel der Reisenden, auf Frankfurt. Der Marquis ersuchte den jungen Offizier, ihm das erste Hotel zu nennen, und ihm seinen Rat zu geben, was man sehen müsse.

Der Lieutenant empfahl das Hotel de Russie und fügte artig hinzu: „Ich werde es mir morgen früh bald nach zwölf Uhr, so wie ich meinen dienstlichen Verpflichtungen genügt und mich gemeldet habe, zur besonderen Ehre rechnen, mich als Führer dem Herrn Marquis zur Verfügung zu stellen.“

Der Fremde schien entzückt von solcher gütigen Bereitwilligkeit und nahm mit der Versicherung an, daß ihn ein so liebenswürdiges Entgegenkommen ganz außerordentlich verpflichte.

Eberhard empfand mit Genugthuung, daß er dem Franzosen eine gute Meinung von deutscher Höflichkeit gegeben, daß es unter dem Einfluß von ein paar glänzenden braunen Augen geschehe, daß es ihn mit

Entzücken erfülle, zu sehen, wie sein holdes Gegenüber den duftenden Veilchenstrauß gegen die Lippen drückte und dann ihn anlächelte, aller dieser leise bestehenden Beeinflussungen wurde er sich kaum bewußt.

Ehe man es sich versah, war der Main-Neckar-Bahnhof von Frankfurt erreicht; eine Verabredung für den Abend fand noch im Fluge statt, man wollte sich in der Fremdenloge des Theaters treffen. Lieutenant von Bernsbach geleitete seine neuen Freunde an die Droschke, sah eine Zofe den Rückplatz einnehmen, und elegantes Gepäck herbeitragen. Er gab die Weisung: „nach dem Hotel de Russie!“ und empfahl sich dann mit einem „Auf Wiedersehen!“ Freundliche Grüße und ein doppelstimmiges „à bientôt,“ dagegen eintauschend.

Bernsbach schritt wie im Traume seiner Wohnuug zu, Valerie's Liebreiz hatte ihn völlig berauscht, ja, das war Eleganz, Chik, Vornehmheit! Er meinte noch immer den Veilchenduft, der sie umgeben, zu spüren. Der Gedanke, daß er sie heute Abend wiedersehen werde, daß er auch morgen noch ihre Nähe ge-

nießen, und sie später in Wiesbaden treffen solle, eröffnete ihm einen bezaubernden Fernblick. Er meinte nie die Wonne des Daseins so glühend empfunden zu haben; wie beschwingt schritt er dahin.

Wie ihn die in Baden-Baden zurückbleibenden Kameraden beneiden würden, wenn er ihnen erzählte, daß er so weit mit der Bewunderten gekommen. O, es war eine dankenswerte Fügung, daß er schon heute hatte zurückkehren müssen!

Bernsbach fand sich pünktlich in der Fremdenloge des Theaters ein. Der alte unverwüstliche „Freischütz“ wurde gegeben. Schon begann die Ouverture. Mit immer peinlicherer Spannung beobachtete der junge Offizier die Logenthür, sollten die Ramberts nicht kommen? Die Erwartung bereitete Eberhard einen fast körperlichen Schmerz.

Endlich! Der Donner der Wolfsschlucht in der Ouverture verhallte soeben, da öffnete sich die Thür der fast ganz gefüllten Loge, und der Marquis erschien mit seiner reizenden Nichte.

Aller Augen hatten sich auf Valerie gewandt,

sie sah entzückend aus in rosa Seide und weißen Spitzen, und wieder mit einem frischen Veilchenstrauß neben dem Elfenbeinfächer. Mit veilchenhafter Bescheidenheit, die langen Wimpern tief gesenkt, trat sie ein, als der Reisegefährte sie aber leise begrüßte, flog ein Lächeln über das holde Gesicht, die Grübchen zeigten sich, und ein blitzender Augenaufschlag traf den erregten jungen Mann geradeswegs ins Herz. Nachdem er auch den Marquis ehrerbietig begrüßt hatte, gelang es Eberhard, einen Sessel neben dem schönen Mädchen einzunehmen, und nun gestaltete sich der Abend zu einem der glücklichsten seines Lebens. Niemand konnte hören, was er mit Valerie unter den Liebesklagen der frommen Agathe, unter Maxens Treueschwüren und dem Gesange der Brautjungfern flüsterte, vielleicht war es hier wie da die Melodie des hohen Liedes der Liebe.

Beim Schluß der Vorstellung schien der Onkel etwas übellaunig, doch blieb er die Höflichkeit selbst gegen den artigen Reisebekannten, der dem älteren Herrn noch eilig seinen Plan für die morgenden Be-

sichtigungen mitteilte und versprach, sich gleich nach zwölf Uhr im Hotel de Russie einzufinden.

Eberhard wurde von Kameraden aufgefordert, noch mit ins Kasino zu gehen, er sollte vom Rennen berichten; er wußte aber alle Anforderungen abzuschütteln, schützte Müdigkeit vor, wollte morgen kommen und schritt, außer Stande, etwas Anderes zu denken als „Sie" durch die frühlingswarmen Straßen. Sein Weg führte ihn immer wieder vor das Hotel de Russie, er sah sich die erleuchteten Fenster an, welches mochte das ihrige sein? Müßige Frage; morgen kam wieder ein Tag, er sollte sie ja noch nicht verlieren; ruhig Herz, ein Morgen, ein wunderschönes Morgen stand in Aussicht!

Und der Tag kam wirklich mit sonnigem Frühlingsglanz, die Bäume in den Anlagen blühten, die Vögel sangen, ein klarer blauer Himmel lachte über der alten Kaiserstadt und goß seinen Glanz in ein freudig schlagendes Menschenherz, das dem glücklichsten und verliebtesten jungen Offizier des Dragonerregiments angehörte.

Bevor Eberhard von Bernsbach ins Hotel ging, trat er in einen Blumenladen vor und erstand den frischesten Veilchenstrauß, den er finden konnte. Vielleicht kam er früh genug mit seiner Gabe, ehe der Onkel Valerie versorgt hatte. Bald darauf ließ er sich bei dem Herrn Marquis de Rambert im Russischen Hof anmelden.

Er traf Onkel und Nichte in einem eleganten Balkonzimmer am wohlbesetzten Frühstückstisch. Bernsbach beeilte sich, seine Veilchen zu überreichen, die eine freundliche Aufnahme fanden. Valerie befestigte mit einem dankbaren Blick das Sträußchen an ihrer Brust und schob das neben ihrem Teller liegende Bouquet etwas zurück. Der Lieutenant mußte Säbel und Mütze ablegen und an der Mahlzeit teilnehmen. Als noch Champagner gebracht wurde, sagte der Marquis:

„Wir können unseren gütigen Cicerone doch nicht anders bewirten, als es auf Schloß Rambert in der Bretagne geschehen würde.“ Er bot seinem Gaste

das perlende Glas dar: „Auf ewigen Frieden und gute Nachbarschaft zwischen Frankreich und Deutschland! Ich alter Legitimist hielt von der Herrschaft des dritten Napolon nie viel und traure seiner Niederlage nicht nach.“

Es war ein glückliches halbes Stündchen für Eberhard, welches er jetzt mit den liebenswürdigen Freunden, im leisen Einverständniß mit seinem angebeteten „Veilchen“ verleben durfte, endlich aber mußte man, um einigermaßen die Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen zu können, aufbrechen.

Man fuhr durch die Stadt und zum Zoologischen Garten hinaus, der den Marquis zu interessiren schien. Valerie aber langweilte sich und flüsterte Bernsbach zu, sie wünsche hübsche Läden zu sehen.

Der Onkel hatte ihre Bitte gehört. „So sind die jungen Damen,“ lächelte er, „man zeigt ihnen die schönsten Anlagen und Kunstwerke, die berühmtesten Sehenswürdigkeiten, sie verlangen doch nur nach Putz, Mode, buntem Tand. Aber wer kann ihnen deshalb zürnen? Sie schmücken sich ja doch nur für uns.“

Er hatte das mit so artiger Bezugnahme auf Bernsbach gesagt, daß diesem war, als müsse er sich wie für eine ihm bestimmte Gunst bei der reizenden Valerie bedanken.

„Du weißt ja, Onkel Alphonse," sagte sie mit anmutigem Schmollen, daß ich mir hier ein Perlenkollier kaufen wollte."

„Wenn Dein Papa Wort hält und Dir das Geld schickt; meine Generosität hat ihre Grenzen."

„O Papa hält immer Wort, wie kannst Du daran zweifeln?"

Auf dem Rückwege stieg man am Anfange der Neuen-Zeil aus und legte den Weg von da, wo die prächtigen Läden beginnen, zu Fuß zurück.

Nun ward die hübsche junge Französin ganz Auge, ganz Entzücken. In kindlicher Lebhaftigkeit machte sie ihre Pläne, was sie sich Alles für Papas Geld, wenn es angelangt sei, erstehen wolle.

Man war mittlerweile bis zum Hauptpostamt, das an der Zeil liegt, herangekommen.

„Du könntest ja gleich einmal nachfragen, ma

mignonne," sagte der Onkel leichthin, „ob Dein ersehntes Geld schon da ist."

„Ach ja, welch ein Spaß, selbst danach zu gehen!" lachte die Anmutige und hüpfte den beiden Männern voran die Stufen des Gebäudes hinauf. Ihre Begleiter folgten. Den jungen Offizier entzückte die mädchenhafte Natürlichkeit des schönen Geschöpfes so sehr, daß er garnicht anders konnte, als sich an ihre Fersen heften.

In der weiten, belebten Halle des Postgebäudes hängte Valerie sich verschüchtert an den Arm ihres Kavaliers und nun war es Aufgabe der Herren, den richtigen Postschalter für lagernde Wertsachen herauszufinden.

Nach kurzem Warten kam man an die Reihe. „Kein Geld hier pour Mademoiselle Valerie de Rambert?" fragte der Marquis, sich zum Schalter herab neigend.

Der Postbeamte erhob sich und sah in einem festen Schranke nach. „Ja," antwortete er, einen starken packetartigen Brief in der Hand wägend, hier

ist ein mit 20,000 Francs beschwerter Brief an Mademoiselle Valerie de Rambert."

„O, der gute Papa!" jubelte das junge Mädchen.

Berksbach fand die Summe, die der Laune dieses schönen Kindes anvertraut wurde bedeutend, aber was wäre denn für sie zu viel gewesen? Die Ramberts mußten sehr reich sein, dafür zeugte ja alles.

„O geben Sie," sagte Valerie und streckte ihre kleine Hand aus.

Der Postsekretär sah sie zweifelnd an: „Ich kann Wertsachen nicht ohne Legitimation der Persönlichkeit dem Adressaten verabfolgen."

Der Marquis zog das Visitenkartenetui, nahm seine und seiner Nichte Karten heraus und reichte sie ins Büreau. Der Beamte prüfte die Karten und sagte dann mit einiger Verlegenheit im Ton: „Bedaure sehr, darauf hin bin ich noch nicht in der Lage den Geldbrief auszuhändigen."

„Mais Monsieur, — was wolle Sie denn?" rief Herr de Rambert ungeduldig.

Man verhandelte über Paß und sonstige Papiere,

es war nichts vorhanden, als eine Briefadresse an den Marquis und eine Hotelrechnung aus Baden-Baden. Der Postsekretär sah alles an, schien aber noch nicht ganz gewonnen, er ging zu einem Kollegen und verhandelte leise mit demselben. „Man könnte nach Paris an den Absender telegraphiren," sagte der Beamte an den Schalter zurückkommend, „oder der Herr Marquis haben hier vielleicht Bekannte als Bürgen?"

„Welche Schwerfälligkeit — welche Weitläufigkeit" — murrte Rambert und sah sich nach Bernsbach um. Dieser trat unwillkürlich einen Schritt vor, fast beschämte es ihn, daß den vornehmen, liebenswürdigen Leuten in seinem Vaterlande eine solch einfache Geschäftssache so lästig gemacht wurde.

„Wollen Sie die Artigkeit haben, mein verehrter Herr von Bernsbach, unsere Identität zu bezeugen?" lächelte der Marquis.

„Mit dem größten Vergnügen!" rief der junge Offizier, „was an mir liegt soll gern geschehen, um der für Sie so peinlichen Scene ein Ende zu machen.

Ich denke," fügte er, auch seine Karte in den Schalter reichend, hinzu, „mir wird man hier doch meinen Namen glauben."

„Natürlich, Herr Lieutenant," sagte der Postsekretär mit einer Verneigung, „Sie kennen also die Herrschaften?"

„Ja gewiß! Die Adressatin ist hier zur Stelle. Dies ist Mademoiselle Valerie de Rambert."

Der Postbeamte verbeugte sich gegen die junge Dame und bat sie, die gedruckte Empfangsbescheinigung mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Es geschah in eiliger, etwas zitternder Handschrift, und dann nahm der Onkel das Wertpapier mit zufriedenem Schmunzeln der schmalen Lippen an sich.

Als man das Postgebäude verließ, sah Valerie blaß aus und klagte über Müdigkeit. Eberhard fühlte mit ihr, es mußte sie verletzt haben, daß man an ihrem guten Rechte zweifelte, die Sendung ihres Vaters in Empfang zu nehmen.

„Ma petite ist fatiguirt," sagte der Marquis, „wir wollen ins Hotel zurückkehren, diniren und den

Abend in Ruhe verleben." Valerie widersprach nicht. —

„Aber auf morgen — darf ich da hoffen?" fragte der Lieutenant. „Frankfurt hat noch viel mehr zu bieten."

„Gewiß — gewiß werden wir uns morgen wiedersehen," sagte der Marquis.

Sie waren vor dem Hotel angekommen, Rambert sprach mit dem Portier. Valerie zupfte rasch einige Veilchen aus dem vorgesteckten Strauß und reichte dieselben mit holdem aber traurigem Lächeln Eberhard dar. „Leben Sie wohl —" flüsterte sie, sich scheu umblickend, „und denken Sie freundlich an mich. Wir sehen uns wieder — es soll nur an Ihnen liegen."

Es schien Bernsbach als schimmere das Auge des schönen Mädchens feucht, ergriffen, er wußte selbst nicht warum, neigte er sich rasch über ihre Hand, sie zu küssen.

„Eh bien, ma belle —" rief der Onkel mit scharfer Betonung. Valerie nickte flüchtig errötend,

der Marquis grüßte steif, und beide stiegen die Treppe im Hotel hinauf.

Bernsbach schritt langsam, mit zwiespältigen Empfindungen kämpfend, von dannen. Weshalb dieser seltsame Abschied von Seiten der Liebreizenden, wenn man doch morgen noch den Tag miteinander verleben wollte? Oder war es nur ein Ausdruck ihrer Empfindung für ihn gewesen, die doch der Alte aus kleinlicher Eifersucht oder nationaler Abneigung nicht gut heißen mochte? Sollte sie denn wirklich für ihn zu erringen sein? Welch ein glänzendes Ziel, sie, so schön, so vornehm, so reich! O, er wollte alles daransetzen! Sie hatte gesagt, es solle nur an ihm liegen, wohlan, was ihn betraf, er wollte gewiß vor keinem Hinderniß zurückschrecken.

In den süßesten Träumen schwelgend, verlebte Eberhard den Abend. Spät ging er noch einmal hinaus, um nach dem Salon hinaufzusehen, in welchem er die glückliche halbe Stunde des gemeinschaftlichen Frühstücks genossen hatte. Die Fenster

desselben waren nicht erleuchtet, die Ramberts hatten sich gewiß schon zur Ruhe begeben.

Sobald Bernsbach am nächsten Morgen seine dienstlichen Verpflichtungen erledigt hatte, eilte er, sich nach dem Hotel de Russie zu begeben.

Der Portier trat ihm im Flur mit einer Karte in der Hand entgegen. Es war die des Marquis; Eberhard las ein paar flüchtig mit Bleistift hingeworfene Zeilen, sie lauteten: „Adieu Monsieur de Bernsbach, mille remercîments: Au revoir à Wiesbade.“

Dies gänzlich Unerwartete berührte Eberhard wie ein Schlag. Ein fremder Ton, ein anderes Wesen sprachen aus Worten und That. Hatte er es irgendwie an etwas fehlen lassen? Er konnte in der Eile nichts finden.

Auf dringendes Befragen erzählte der Portier, der gnädige Herr habe gleich nach der gestrigen Heimkehr seine Abreise angekündigt, und die Herrschaften seien schon mit dem 5 Uhr-Zuge abgefahren.

Unruhig und verletzt schritt der Lieutenant seiner Kaserne zu. Sobald er hoffen konnte, die Ramberts zu treffen, wollte er einen Ausflug nach Wiesbaden unternehmen.

Zweites Kapitel.

In der Gegend zwischen Hannover und Kassel liegt im Leinethal die kleine Eisenbahnstation Friedberg. Kaum eine Stunde Weges davon entfernt streckt sich ein Dörfchen mit Kirche am Hügel hin, dessen Hauptbaulichkeiten, abseits gelegen, zweien Gutshöfen angehören. Die weithin ragenden Gebäude des Rittergutes Lindenstein, und das bescheidene Wohnhaus des Hofes Lindenthal, mit ein paar Stallungen und Scheunen, sind es, die dem Dorfe Linden einiges Ansehen geben.

Die Ländereien des Lindensteins waren verpachtet, den Hof Lindenthal bewirtschaftete schon seit einer Reihe von Jahren der Besitzer, Rittmeister Oskar von Bernsbach, selbst.

Es war ein feuchter warmer Morgen in den ersten Tagen des Juni. Eben schlug es sechs Uhr vom Dorfkirchturm, die Hähne krähten nah und fern auf den Höfen, Hunde bellten, und ein schwerer nebliger Duft lag über den Sträuchern und Beeten des großen Gartens von Lindenthal.

Wohlgeschützt von einem am Garten sich hinziehenden Stallgebäude stand ein großer Kirschbaum, reich bedeckt mit roten Maikirschen, an seinem Stamme lehnte eine niedrige Leiter. Von derselben kam eben eine schlanke Mädchengestalt herab und schüttete die gepflückten Kirschen in einen auf dem Wege stehenden Korb. Dann stieg sie wieder in den Baum hinauf, pflückte noch einmal, mit scharfem Blick und emsigen Fingern die besten Früchte wählend, und hatte nun ihren unten stehenden Korb gefüllt.

Ein heiterer, befriedigter Ausdruck lag auf ihrem frischen Gesichte und sprach aus ihren blauen Augen.

Der Blick des jungen Mädchens richtete sich jetzt nach einigen Fenstern des Wohnhauses, hinter denen die Vorhänge indeß noch geschlossen waren. Mit

ihren von der feuchten Kühle geröteten Händen knotete sie ein kleines schwarzes Tuch vom Kopfe los, das sie über ihr volles blondes Haar gebunden hatte. Es war ihr bei dem eifrigen Pflücken warm geworden. Jetzt nahm sie ihren gefüllten Korb vom Boden auf und schritt den Gartenweg hinunter.

Auf dem Hofe spannte eben der Bote, welcher die Milch und sonstige Gutserzeugnisse zur Stadt fuhr, seinen ruppigen Pony vor den grünen Wagen, das Fräulein brachte, außer dem Korbe mit Kirschen, auch noch die in der Küche gewaschenen und gebundenen Spargel herbei und gab ihm ihre Weisungen. Er war es gewöhnt, Asta von Bernsbach, die älteste Tochter des Rittmeisters, früh geschäftig zu sehen und beantwortete alle ihre Aufträge mit einem verständnißvollen: „Jo Frölen“.

Der krumme Milchkutscher Klas in seinem blauen Kittel auf dem kleinen grünen Wagen, war eine bekannte Gestalt in der Umgegend, und eine wichtige Person für die Bewohner des Hofes Lindenthal, denen er ihren Verkehr mit der Außenwelt ver-

mittelte. Im Dörfchen gab es weder Bäcker noch Schlächter, noch sonst einen Laden, alles was man nicht selbst baute oder erzeugte mußte Klas aus der großen Stadt, die fast zwei Stunden entfernt lag, herbeischaffen.

Asta kehrte in das Wohnhaus zurück. Es war ein bescheidener, einstöckiger Fachwerkbau, der sich zur Seite des Hofes hinzog, dahinter lag der Garten. Außerdem begrenzten den großen Hofplatz, der von vielem Federvieh belebt wurde, Stallungen und Scheunen. Dem Wohnhause gegenüber erhob sich ein mit grünen Laden verschlossenes kleines Gebäude, nur ein Erdgeschoß enthaltend, das wie eine Verwalterwohnung oder ein Wittwensitz aussah, aber leer stand.

Im Haupthause lag gleich rechts am Flur Astas Zimmer, in welches sie eben eingetreten war. Sie hatte die feuchte Jacke schon auf der Diele am Kleiderhaken gelassen und stand jetzt im schlichten braunen Leinenkleide und blauer Latzschürze vor dem kleinen,

zwischen beiden Fenstern hängenden Spiegel, sich rasch das blonde Haar überbürstend.

In diesem Augenblicke trat eine zierliche alte Dame zu ihr ein. „Guten Morgen Tante Dornée," rief Asta ihr entgegen, „ich komme schon."

„Guten Morgen, Kind, es hat noch keine Eile, ich glaube Francis und die Jungen sind kaum aus dem Bette."

„Und Papa?"

„Ich habe ihn noch nicht gehört."

Asta seufzte. „Da sieh Dornéechen, Finkmeier kommt auch erst eben aus dem Stalle." Die alte Dame meinte kopfschüttelnd: „Wenn es nicht zur Verpachtung kommen sollte, würde Herr von Bernsbach gut thun, einen andern Hofmeister zu nehmen, der Finkmeier wird faul und nachlässig."

„Das wird jeder ohne stramme Führung und Aufsicht," erwiderte das junge Mädchen kleinlaut. „Ich kann nicht allerorten sein, und die Knechte sind auch unverschämt gegen mich, wenn ich sie antreibe. O, wenn doch Papa mehr eingreifen wollte!"

„Du bringst das Herrn von Bernsbach nicht bei, Kind. Er ist Hypochonder und läßt die Dinge gehen, und es wäre wirklich das Beste, was für Euch Alle geschehen könnte, wenn es zur Verpachtung käme."

„O nein, nein, sage das nicht Dornée! Es wäre ein Unglück für meinen geliebten Vater, wenn er alles, was er jetzt zu thun hat, alles was ihn beschäftigt, zerstreut, ablenkt, verlieren sollte. Er würde dann Mama den Willen thun und nach Berlin ziehen, denn drüben im kleinen Hause hielten sie es doch Beide nicht aus. Wie kann Papa meinen, daß es auch nur für den Sommer gehen sollte? In der großen, fremden Stadt gäbe es aber für uns alle ein rechtes Elend, das glaube mir, und am allerunzufriedensten würde Papa selbst sein."

„Wenn Herr von Bernsbach der gnädigen Frau den Willen thun können, sind sie immer zufrieden," sagte die Dornée in bitterem Tone.

„Ich glaube, ich höre Schritte auf der Treppe,

komm mit ins Eßzimmer Dornéechen, ich hole Dir gleich den Kaffee aus der Küche."

Auf der linken Seite der Hausthür, Astas Stübchen gegenüber, lag das quer durch das ganze Gebäude gehende Eßzimmer, das auch von den jüngern Gliedern der Familie als Wohnstube benutzt wurde. Als Mademoiselle Lucie Dornée jetzt dort eintrat, war jedoch der große mit älterem Hausrat ausgestattete Raum noch leer. In der Mitte des Zimmers stand der Eßtisch mit Kaffeetassen, Brod und Butter, Milch und Zucker wohl versorgt.

Die kleine Dame rieb sich fröstelnd die Hände huschte durch die Stube und öffnete die nach hinten, liegende Glastür, die über eine Veranda in den Garten führte. Der Himmel war noch bezogen, die Gebüsche tropften vom Nachtregen, oder vom fallenden Nebel, und obgleich es eigentlich nicht kalt war, gaben die fahle Luft, die große Feuchtigkeit dem alten Persönchen doch einige Berechtigung zu erschauern. Sie zog ein graues, gestricktes Wolltuch fester um die schmalen, etwas ungleichen Schultern

und strich die Spitzenbarbe breit über den falschen schwarzen Scheitel. Die Dornée zählte einige fünfzig Jahre und war für ihr Alter noch ganz zierlich und behende. Es war etwas von einer Maus, etwas Huschiges und Listiges im Wesen der alten Schweizerin, und die runden, dunklen Augen in dem grauen, spitzen Gesichte, rechtfertigten auch den Vergleich. Diese Augen zeigten aber doch an sich so viel Geist nnd Leben und konnten auch wieder so gütig blicken, daß sie die alte Gouvernante der Bernsbachs manchem interessant erscheinen ließen.

Asta trat jetzt mit dem Kaffee ein und gleich darauf saßen die beiden Frühaufsteher bei ihrem Morgenimbiß. Als sie schon beinahe fertig waren, polterten rasche Schritte auf der Treppe, lustige Knabenstimmen erschallten auf dem Flur, und zwei frische Jungen, zehn- und elfjährig, stürmten herein' Es waren die beiden Jüngsten, Alexander und Bertram, immer aber nur Ali und Bert genannt.

Asta trieb sie an, rasch zu frühstücken, damit der Herr Kandidat nicht zu warten brauche. Die

Knaben mußten um sieben Uhr auf dem Lindenstein sein und hatten eine Viertelstunde zu gehen. Sie erhielten mit den Kindern des Gutspächters bei dessen Hauslehrer Unterricht. Die Mahnung der Schwester schien die Jungen wenig zu rühren, sie hörten kaum darauf und trieben Possen, sowie sich aber Mademoiselle Dornée ins Mittel legte, wurden sie zahmer, nahmen gehorsam ihre Bücher und trollten sich fort.

Die Dornée hatte in dem großen braunen Ecksopha Platz genommen, das zwischen den vorderen und seitlichen Fenstern stand und zog Häkelarbeit und Brille aus dem verschabten Sammetbeutel, den sie immer am Arme trug. Asta begann, im Eßzimmer hin- und hergehend, Staub abzuwischen. „Ich müßte eigentlich in die Küche,“ sagte sie unruhig, „aber ich denke, Papa soll jeden Augenblick kommen.“

Das waren aber nicht die festen Schritte eines Mannes, die man jetzt über den Flur hüpfen hörte, auch die fröhliche Stimme, welche eben einen Triller versuchte, konnte nur die eines jungen Mädchens

sein. Dasselbe erschien auch sogleich in der Thür und sprang auf die Dornée zu, diese zärtlich küssend. „Mein süßes Alterchen, was machst Du?“ lachte das junge Ding, „hast Du gut geschlafen? Hast Du mich auch lieb?“

„I gewiß, gewiß, Fräncis — laß mich nur zu Atem kommen, Du Unband, geh, hole Deinen Kaffee aus der Küche, wir sind lange mit Frühstücken fertig.“

„Hast Du nichts von Papa gehört?“ fragte Asta gespannt.

„Nicht die Spur!“ rief Fränzchen und eilte aus dem Zimmer.

„Ich begreife sein Ausbleiben nicht,“ murmelte Asta seufzend.

„Du solltest Dich doch daran gewöhnt haben, Herrn von Bernsbach immer erst gegen acht Uhr unten erscheinen zu sehen, Kind,“ mahnte die Dornée. „Finde Dich ein für allemal mit dieser Thatsache ab, dann alterirt sie Dich nicht täglich aufs Neue. Sieh, da kommt schon der Briefbote.“

Der Landbriefträger, der jeden Morgen früh die

kleine Eisenbahnstation Friedberg verließ, war eben unter dem Fenster vorbeigeschritten. Asta eilte an die Hausthür und nahm ihm die Postsachen ab. Mit Zeitungen und Briefen in der Hand kehrte sie ins Zimmer zurück.

„Laß sehen was giebt es?“ fragte die Dornée und blickte gespannt über ihre Brille weg auf das junge Mädchen. „Wieder von Deinen Verwandten aus der Schweiz,“ sagte Asta und legte ein zierliches Couvert in die rasch ausgestreckte Hand der Gouvernante. „Und hier noch drei Briefe an Papa. Der eine ist von Vetter Eberhard aus Frankfurt und dieser von Bruder Otto.“

Während Asta den Brief des Vetters hin- und herwandte und dann in die Zeitungen sah, die sie zu ihres Vaters Frühstücksplatz gelegt, kam Fränzchen mit ihrem Kaffee ins Zimmer zurück. Sie war ein hübscher Backfisch von fünfzehn Jahren, ihr Morgenkleid noch kurz und von kindlichem Schnitt; ihr braunes Haar hing lose um das frische Gesichtchen, in dem alle Kobolde der Schelmerei und Heiterkeit

im Lächeln der Lippen, Grübchen und Augen, ihr Spiel zu treiben schienen. „Ah, von Eberhard? Wird er herkommen? Das wäre himmlisch!“ rief Fränzchen, den Brief des Vetters aufhebend.

„Du weißt doch, daß er jetzt keinen Urlaub bekommt,“ warf Asta der Schwester ein.

Nun horchten alle auf, die Treppe knarrte unter festen Schritten. „Endlich Papa!“ sagte Asta halblaut und eilte an die Thür dem Vater entgegen. Die kleine Erzieherin hatte rasch ihren halb gelesenen Brief in dem Sammetbeutel geborgen, der Rittmeister sollte nicht sehen, mit wem sie in der Schweiz korrespondirte. Fränzchen aber blieb ruhig sitzen und begann ihren Kaffee zu trinken.

Der Rittmeister von Bernsbach war ein großer magerer Herr von militärisch straffer Haltung. Sein kurzes, dunkles Haar spielte stark ins Graue, der volle Bart schimmerte fast weiß. Seine Haut zeigte einen gelblichen, leberkranken Schein, das dunkle Auge flammte indeß noch feurig, und sein Blick hatte etwas zum Herzen gehend Warmes und Erregtes.

Die älteste Tochter begrüßte ihn, indem sie seine Hand küßte, er streichelte ihr mit freundlichem Zunicken die Wange. Die Dornée hatte sich halb erhoben, und Fränzchen rief schmausend: „Komm rasch Papa, hier giebt's interessante Briefe."

„Du kannst für Mama auch gleich den Cacao besorgen, Asta, sie glaubt bald aufstehen zu können," sagte er zu seiner Tochter, die im Begriff war hinauszueilen, um einen besonders guten Kaffee für ihn zu holen.

Der Rittmeister trat an den Tisch, Fränzchen reichte ihm mit neugierigen Augen den Brief des Lieutenants. Er aber ließ denselben fallen, rief Asta zu, sie solle Otto's Brief der Mutter mitnehmen und griff selbst nach dem dritten, den er in seine Brusttasche schob. Dann legte er die Hände auf den Rücken und ging ein paarmal stumm mit gesenktem Blick im Zimmer auf und ab.

„Aber Du solltest doch erst sehen, was Eberhard schreibt," mahnte der verzogene Backfisch. Der Vater antwortete nicht, er trat an die Thür, welche über

die offne Veranda in den Garten führte, und begab sich hinunter.

Nun schritt er in der Allee von hohen, blühenden Akazien dahin, die vom Hause nach einem Platz mit Tisch und Bänken führte. Trotz der feuchten Nebelluft erschien ihm sein Garten doch schöner denn je. Diesen lieben, lang gewöhnten Ort wollte er in fremde Hände geben, wollte er verlassen? Er hatte es lange für nötig erkannt, lange sich mit dem Plane getragen, zu verpachten, dann unter dem Einfluß seiner Frau erwogen, ob man nicht am besten thun werde zu verkaufen. Er hatte sich im Stillen um einen Käufer bemüht, mit Schwierigkeiten gekämpft, hin und her korrespondirt, seine endgültigen Bedingungen gestellt und — trug nun ein Ja oder Nein in der Tasche. Sollte er da nicht ergriffen sein und mit Bangen den Brief erbrechen, welchen er eben düsteren Blickes in der Hand wog? Ihm war als werde jede Antwort, sie mochte ausfallen wie sie wollte, ihn unangenehm berühren. Der Verkauf

schmerzte ihn, und ein „Nein“ stellte ihn vor die Notwendigkeit aufs Neue zu suchen.

Endlich riß er den Umschlag los und entfaltete den Brief, derselbe war kurz und lautete zustimmend. Der Käufer schrieb, daß er sich mit den ihm zuletzt gestellten Forderungen einverstanden erkläre und den Herrn Rittmeister bitte, ihm Tag und Stunde anzugeben, in denen man bei seinem Notar in Münden zusammentreffen wolle, um den Kaufvertrag zu unterzeichnen. Die Uebernahme könne dann gern am 24. Juni, dem Johannistage, stattfinden.

Es war alles so geordnet, wie Bernsbach selbst vorgeschlagen. Sein Verstand konnte sich vollauf befriedigt erklären, alles sich nun Vollziehende war das Ergebniß ruhiger, berechnender Ueberlegung. Nur ein Faktor war aus dem Spiel geblieben. Dieser hatte ja mit Rechenexempeln auch nichts zu thun. Es war des Mannes leidenschaftliches Herz, das sein Leben regiert und ihm schon so viel Schweres gebracht hatte.

Oskar Bernsbach rang plötzlich in bitteren Vor-

gefühlen mit dem Schmerz der Trennung von der Scholle, auf der er geboren worden. Er fühlte sich voll dankbarer Heimatsliebe dem Orte zugethan, der ihm seit länger denn sechszehn Jahren ein sicheres Asyl geboten. Hierher hatte er sein schwer errungenes Glück, seine Blanka, geflüchtet. Hier hatte sie ihm vier Kinder geboren. Wie manchen Kampf der Seelenangst und Reue hatte er hier unter diesen Bäumen durchgerungen. Auch Asta, seine Aelteste, die Tochter erster Ehe, war ihm hier, als seine Eltern noch Lindenthal bewohnten, geschenkt worden. Er erinnerte sich aufquellenden Herzens der Empfindungen, die er hier in diesen Gängen durchlitten oder mit dankbarem Aufblick und Jubel in der Seele genossen. Es schien ihm, als solle er den sicheren Boden unter seinen Füßen verlieren, als solle er in ein düsteres, ungewisses Nebelgrau hinauswandern.

Dann dachte er an seine Blanka, ihr lange gehegter Wunsch wurde erfüllt; ihre Freude würde auch ihm die beschlossene Thatsache wieder in einem anderen Lichte zeigen. Sie hatten ja so oft mit

einander erwogen, wie sie ihre Lage günstiger gestalten könnten. Seine Meinung war allerdings lange Zeit nur fürs Verpachten gewesen, aber Blanka's Verlangen — sie glaubte die Luft in Lindenthal werde ihr nie gut thun, sie fühlte sich von den Fesseln des Besitzes beengt — hatte wie so oft den Ausschlag gegeben. Man stand sich ja auch so mit dem mobilen Kapital der Anzahlung und der hohen Verzinsung der Restsumme erheblich besser. Und mit solchen Thatsachen mußte er als Vater von drei Söhnen rechnen; ja, er hatte es längst eingesehen, es würde seine einzige Rettung sein, er mußte das Gut verkaufen.

Als der tiefergriffene Mann so weit mit seiner Ueberlegung gekommen war, richtete er sich straffer auf, atmete tief, ein Seufzer der Erleichterung und wandte sich wieder dem Hause zu. Was nur Asta sagen würde, seine verständige Aelteste, seine Freundin und Helferin, sie hing so sehr an Lindenthal und hatte sich bis jetzt sogar gegen eine Verpachtung gesträubt. Das Mädchen liebte ihn über Alles, es

war auch klug genug, die ganze äußere Lage richtig zu beurteilen; eines aber, für ihn das Schwerschwiegendste, ließ sie außer acht — Blanka's Wünsche, das Glück der geliebten Frau. Wie sollte die rege, in ihrer Jugendfrische unduldsame Asta auch Verständniß finden für die junge Stiefmutter? Die beiden Frauennaturen waren ja grundverschieden und er liebte sie doch beide so sehr.

Als der Rittmeister wieder ins Eßzimmer trat, war nur Fränzchen anwesend, sie spielte mit dem Briefe des Vetters und hatte sich augenscheinlich vorgenommen, den Inhalt zu erfahren. Die Dornée war mit ihrem Briefe davongetrippelt, und Asta mochte noch oben sein, die Mutter zu bedienen. Der Kaffee stand unter wärmender Hülle, und Fränzchen flog herbei, um einzuschenken. Zugleich legte sie Eberhards Brief dicht vor des Vaters Tasse.

„Ich merke schon, Du giebst mir keine Ruhe," lächelte Bernsbach und öffnete den Brief. — „Ah, sieh doch! Er schreibt sehr vergnügt."

Asta trat in diesem Augenblick wieder herein,

sie setzte sich neben den Vater und schien sich ebenso wie die Schwester für die Nachrichten vom Vetter zu interessiren.

„Eberhard hat beim Rennen in Baden=Baden wieder einen zweiten Preis davongetragen,“ berichtete der Rittmeister. „Der Junge schreibt, das Geld habe gerade gereicht, ein kleines Deficit zu begleichen; daß er sich auch immer noch nicht einrichten kann!“

„Er darf doch kein Knauser sein!“ rief Fränzchen, und Asta fügte lächelnd hinzu: „Eberhard sagt, die meisten Staatsbudgets hätten ein Deficit, wie man es denn einem armen Lieutenant verdenken könnte; und er weiß ja auch immer zur rechten Zeit Alles in Ordnung zu bringen.“

„Und wie hübsch, daß er so famos reiten kann,“ triumphirte die Jüngste.

„Nun ja, das ist Alles recht gut, wenn er nur seiner Mutter niemals mit Mehransprüchen kommt,“ sprach der Rittmeister entschieden. „Meine arme Schwägerin kann sich mit den beiden Mädchen durch=aus nicht noch mehr einschränken, das weiß Eberhard,

und danach muß er sich halten. Er scheint auch eine angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben," fuhr er, den Brief wieder überfliegend, fort, „vornehme Franzosen — durchaus keine Deutschenfresser. Hofft sie in Wiesbaden wiederzusehen — ist schon zweimal vergeblich dagewesen — die Herrschaften sind noch auf einer Rheinreise. Vermutlich ist unser flotter Eberhard wieder einmal furchtbar verliebt."

Die beiden Schwestern lächelten; bei der Aeltesten erschien ein Zug mütterlicher Altklugheit, die Kleine war stolz, daß der Papa sich so offen vor ihren Kinderohren aussprach. „Ich finde es reizend," sagte sie, „daß er sich so oft verliebt; er muß uns genau erzählen, wie seine schöne Französin aussieht."

Herr von Bernsbach erhob sich, er wollte nun keinen Augenblick länger zögern, zu Blanka zu gehen, um der geliebten Frau die ersehnte Kunde zu bringen, daß Herr Seebohm Lindenthal gekauft habe. Asta mußte in den Haushalt, und Franziska hatte noch jeden Morgen ein paar Stunden bei der Dornée.

Oben, in dem eleganten Zimmer neben ihrer Schlafstube, saß, ein Album durchblätternd, Blanka von Bernsbach in einem hellblauen mit Spitzen besetzten Schlafrock auf dem Sopha. Sie war einige dreißig Jahre alt und mußte einmal sehr schön gewesen sein. Jetzt thaten der Ausdruck von Kränklichkeit, der auf ihrem schmalen, feinen Gesicht lag, und das Bemühen, die Jugendlichkeit festzuhalten, ihrer Erscheinung Abbruch. Der wohlthuende Reiz des zueinander Passenden fehlte ihr. Sie wollte etwas scheinen, was sie nicht mehr war. Die unter dem Spitzenhäubchen hervorringelnden dunkeln Locken zeigten hier und da schon einzelne Silberfäden, die Zähne waren nicht mehr gut und die Linien an den fieberhaft unruhigen Augen und an dem kleinen, feinen Mund scharf gezogen.

Sie kam selten vor der Mittagszeit unten ins Haus; weshalb sollte sie auch? Mit der Wirtschaft hatte sie sich nie befaßt, eines Teils verstand sie es nicht, und dann war sie auch durch die Kinder und ihre öftere Abwesenheit gehindert worden. So war

denn Asta früh in die Hausfrauenstelle hineingewachsen.

Frau Blanka brauchte Ruhe, Pflege und Unterhaltung, und dies Alles wurde ihr hier oben in ihren hübschen Räumen nach Möglichkeit zu Teil. Ganz besonders gern sah sie die bequeme Dornée um sich, die schon ihre Erzieherin gewesen war. Während die junge Frau sich dehnte und träumte, pflegte die Alte ihr Stunden lang vorzulesen. So war Frau von Bernsbach, trotzdem sie nicht selbstthätig eingriff, doch die Hauptperson, die eigentliche Herrin im Hause geblieben, nach deren Wünschen und Bedürfnissen sich jeder richtete; und that man auch nicht alles aus Liebe und Rücksicht für sie selbst, so geschah es des Rittmeisters halber, der stets sein angebetetes Weib zum Mittelpunkt der allgemeinen Bemühungen machte.

Mit dem Briefe in der Hand und jetzt mit einem ungewöhnlich frohen Ausdruck seines düsteren Gesichts trat er eben bei Blanka ein.

„Ein Brief von unserem Käufer?" rief sie ihm entgegen und fuhr hastig empor. Er fand kaum Zeit

zum Nicken, als sie auch schon ihm entgegeneilend und ihn umfassend bat: „Gieb, gieb; willigt er ein? Sag' schnell, Oskar, ist der Verkauf sicher?"

„Ja," sagte er, „Herr Seebohm hat sich meinen eetzten Vorschlägen und Bedingungen unterworfen, ls bleibt nur noch übrig vor Notar und Zeugen den Kaufvertrag zu unterzeichnen. Unseren Briefen nach sind wir jetzt Beide gebunden."

Sie jubelte laut auf und tanzte, die Schleppe des hellblauen Morgenkleides zierlich zur Seite emporhebend, auf ihren schwarzen Atlasschuhen mit roten Hacken, wie ein ausgelassenes Kind um ihn her: „Ach, nun werden wir unser Leben neu anfangen! Nun hört die müde Träumerei, das zwecklose Hinfristen hier auf. Du wirst keine Sorgen mehr haben, wirst mir geben können, was ich brauche. Wir werden, sobald Du frei bist, nach Ems gehen, und im Herbst will ich in die Schweiz!"

„In die Schweiz gehe ich nicht, Blanka, das weißt Du," fuhr er, plötzlich finster werdend, auf.

„Ach, Oskar, die Schweiz ist groß — laß doch

Deine Bedenken fahren. Gerade da werde ich mich ganz wieder erholen. Wie frisch war ich, als ich damals aus der Pension kam!“

„Ja, damals,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer, aber er umfaßte und küßte sie leidenschaftlich und folgte ihr willig, als sie ihn zu ihrer Chaiselongue zog. Hier saßen sie dicht nebeneinander, sie von seinem Arm umfaßt, und machten Pläne für die Zukunft.

Ali und Bert sollten Ostern, sobald der Jüngste nur erst angenommen sein würde, ins Kadettenhaus. Otto, jetzt noch auf dem Gymnasium in Kassel, sollte später eine landwirtschaftliche Schule besuchen. Fränzchen wollte man im Herbst in dasselbe treffliche Pensionat zu Montreux schicken, aus welchem Blanka als Fräulein von der Hardt vor beinahe siebzehn Jahren ins Elternhaus zurückgekehrt war. Asta sollte auch in Berlin den Haushalt führen, sie konnte einmal ohne solche Beschäftigung nicht leben, und es war ja ganz nett, daß man für so manche notwendigen Dinge Jemand zur Aushülfe hatte. Lucie

Dornée aber mochte, nachdem sie Fränzchen im Herbst wegbegleitet und ihre Heimat wiedergesehen, gern mit nach Berlin kommen. Die Alte war sehr bequem, ja kaum zu entbehren für Blanka's Behagen. Man würde doch immer zu ihrer persönlichen Pflege ein zusagendes Wesen gebrauchen.

So plauderte und plante die zarte Frau und sah so hübsch und jugendlich in ihrer Freude aus, daß ihr Gatte sie entzückt anschaute, wenn er auch vielleicht weniger befriedigt ihren Vorschlägen, als dem heiteren Tone ihrer Stimme lauschte. Wie wohl that es ihm, sie so froh zu sehen, wie gern wollte er ihr auch ferner jedes Opfer bringen. Sie war und blieb doch sein Alles!

Nach dieser beglückenden Stunde im Zimmer seiner Frau, sah der Rittmeister einer weniger angenehmen entgegen, da es nun galt, seiner ältesten Tochter das getroffene Abkommen mitzuteilen. Er erkannte es als seine Pflicht, aus einer Angelegenheit, die so bald als Thatsache ans Licht treten sollte, vor Asta nicht länger ein Geheimniß zu machen. Längst

hatte es ihn bedrückt, daß er nicht alle seine Schritte ihr dargelegt. Sie, die seine Verhältnisse genau kannte, die über ihre Jahre verständig, treu und beratend zu ihm stand, die half und sparte wo sie nur konnte, sie war bei diesem großen Entschluß ganz aus dem Spiel geblieben.

Ach, er wußte ja nur zu gut, weshalb er geschwiegen; wie eifrig und mit wieviel schlagenden Gründen würde sie seine Absicht bekämpft haben! Er fühlte, daß er mit seiner persönlichen Neigung auf ihrer Seite stehe, aber zugleich auch, daß er noch immer bereit sei, Alles was ihm sonst lieb und werth war, dem überwältigenden, ja zwingenden Einfluß zu opfern, welchen Blanka auf ihn ausübte. Die Leidenschaft für sein Weib, die ihn früher zu dem Aergsten getrieben, beherrschte ihn ja noch in unveränderter Stärke. Auch jetzt hatte er den Wünschen seiner Frau, der das Landleben stets zuwider gewesen, nachgegeben, rücksichtslos gegen sich selbst und Asta's Neigungen, der er aber niemals eingestanden haben würde, daß er eigentlich mit allen seinen

Sympathien zu ihr halte. Sie durfte ja keinen Einblick in seine grenzenlose Hingabe an Blanka gewinnen, verleugnete er doch diese Thatsache — in einer Art seelischer Scham — vor sich selbst.

Neben dem Eßzimmer lag des Rittmeisters Arbeitsstube, dieselbe hatte auch einen Ausgang auf den Flur; hier verhandelte er mit seinem Hofmeister und sah Leute, die in Geschäften kamen, bei sich. Auch die wirtschaftlichen Unterhaltungen mit seiner Tochter wurden gemeiniglich hier gepflogen.

„Wenn Du in der Küche abkommen kannst, Asta," hatte der Vater im Vorübergehen gesagt, „so möchte ich Dich in besonderer Angelegenheit sprechen."

Sie hatte freundlich genickt und war bald darauf in das Herrenzimmer zu ihm eingetreten. Die Hände noch an einem Zipfel der Schürze trocknend, saß sie auf dem kleinen Lehnsessel am Fenster neben dem Schreibtisch, er wandte sich auf seinem Drehstuhl zu ihr herum.

Sie sah ihn in ruhiger Erwartung an, es verging ja fast kein Tag, ohne daß irgend eine Be-

ratung zwischen ihnen stattfand. Und das Gefühl, diejenige zu sein, auf welche er sich verließ, seine eigentliche Gehülfin, gab ihrem Leben den besten Inhalt. Sie wollte ja nichts Anderes, als ihrem über Alles geliebten Vater, auf dessen Wesen es wie ein dunkler Schleier, wie ein schwerer Druck lag, das Dasein zu erleichtern.

Als er heute sie noch ernster als sonst anblickte und zögerte sich auszusprechen, sagte sie liebreich, mit ihren beiden Händen seine auf dem Knie zusammengeballte Faust ergreifend und sanft lösend: „Aber was giebt es denn, Papa? Du siehst ja aus, als wäre etwas Schreckliches geschehen."

„Nein, durchaus nicht — das keineswegs!" fuhr er auf. „Im Gegenteil! Ich habe ein lange erstrebtes Ziel erreicht, den Abschluß für etwas als notwendig Erkanntes gefunden."

„Doch keine Verpachtung? Es sollte mir sehr leid thun!" rief sie erregt.

„Nein — das nicht," stieß er zögernd hervor.

„O Gottlob, dann ist Alles gut! Nur nicht

die Flinte ins Korn werfen und die Hände in den Schoß legen. Wir sind noch immer rechtschaffen durchgekommen, weshalb sollte es nicht weiter gehen? Wenn Du den trägen Finkmeier abschafftest und einen anderen Hofmeister — vielleicht einen Verwalter —"

„Laß gut sein, Asta," unterbrach er sie fast streng. Er sprang vom Stuhl empor und schritt im Zimmer auf und ab. Sie sah ganz erstaunt zu ihm hin, etwas Geringes konnte das nicht sein, was ihn so sehr bewegte.

Jetzt blieb er vor ihr stehen: „Asta, Kind — nimm die Sache vernünftig. Es wird so für uns Alle am Besten sein — glaub' es mir, ich habe Jahre lang mit dem Entschluß gekämpft. Es ging nicht anders. Ich konnte allen Anforderungen auf keine Art mehr gerecht werden."

„Um Gottes Willen, was ist es, Papa?" sie war auch aufgefahren und stand mit erhobenen Händen vor ihm.

„Ich habe Lindenthal — verkauft."

„Ver — kauft?“ es war fast ein Schrei, und sie sah ihn mit großen Augen halb entsetzt, halb ungläubig an. „Das ist ja nicht möglich, Vater, sag' nein! Unser Lindenthal verkauft — heimatlos — unmöglich!“

„Doch, Asta, es ist so,“ wie kleinlaut er das sagte; er empfand fast denselben Schmerz wie sie.

„Das liebe Gut, das schon Dein Vater und Großvater besaßen. Ich fasse es nicht, wie man so etwas thun kann. Die Sache muß rückgängig gemacht werden. Laß uns Reuegeld zahlen. Ich will hin und den Käufer bitten, abzustehen. Wie weit seid Ihr? Vielleicht ist der Vertrag noch nicht unterschrieben. O, Du hältst ja ebensoviel von Lindenthal wie ich, so laß Dich doch nun nicht verdrängen! Wie froh bist Du immer gewesen, wenn Ihr aus Berlin oder von einer Reise zurückkehrtet. Du wirst es garnicht ertragen, nicht mehr hierher zu gehören. Laß uns noch einmal überlegen, wie wir uns einrichten können!“

„Es ist Alles überlegt, Kind.“

„Nimm mein ganzes mütterliches Erbe, Vater. Ich bin im vorigen Jahre mündig geworden, ich kann frei darüber verfügen.“

„Es würde nichts nützen. Auch dürfte ich ja Deine Zukunft nicht in Frage stellen.“

„Um meine Zukunft ist mir nicht bange, ich kann mir immer mein Brod verdienen,“ die schlanke Gestalt reckte sich im Gefühle ihrer Jugendkraft noch höher. „Und nichts nützen, sagst Du, dreißigtausend Mark sind doch etwas.“

„Die Zinsen gehen ja, nach Abzug Deines Taschengeldes, schon immer im Haushalt mit darauf.“

„Nun, so wende Dich an die Generalin.“

Der Mann verfärbte sich und trat an ein Fenster, Asta fuhr eifrig fort: „Die Großmama muß eine sehr reiche Frau sein. Allein die Pacht vom Lindenstein ist bedeutend. Sie ist schwächlich und hat Niemanden als —“

„Blanka ist ihre Stieftochter,“ die Stimme vom Fenster her klang rauh und fremd.

„O, Du hast mir oft gesagt, wenn es mit mir

und Mama haperte, man solle liebevoll mit einer Stiefmutter umgehen, es sei ein ganz nahes Verhältniß. Die Generalin von der Hardt ist gewiß nicht ungütig. Wenn die kränkliche alte Dame nicht schreibt, so muß man das ihrem Augenleiden zu gute halten. Ihr schweigt sie todt, seid doch nicht so unfreundlich! Ich habe aus meiner Kindheit freilich kein klares Bild mehr von ihr, aber immer noch ein warmes Gefühl für sie behalten. Wenn Du mich zu ihr ließest, sie zu bitten, so würde sie uns helfen, davon bin ich ganz fest überzeugt."

„Niemals — eher mit dem weißen Stabe davon ziehen und trockenes Brot essen!" Bernsbach flammte vor Erregung. „Du schweigst mir von ihr, Asta! O, die furchtbare Vergangenheit!" Und dann in anderem, fast gebrochenen Tone: „Mache Du mir meine Aufgabe nicht noch schwerer." Er war auf einen Stuhl gesunken und trocknete sich die Stirn.

Ein grenzenloses Mitleid überkam die Tochter, sie wußte ja, daß der Generalin Name hier im Hause nicht genannt werden durfte. Sie ahnte nicht, was

in der Vergangenheit lag, es mochte schlimm genug sein, sonst würde ihr Vater nicht so tief von der Erinnerung ergriffen werden. Ja, sie mußte und wollte ihn schonen. Sie eilte zu ihm hin, liebkoste ihn und fuhr ruhiger fort: „Nun sage mir genau, wie die Sache mit dem Käufer steht. Ist es einer von denen, die im April der Verpachtung halber hier waren? Kenne ich ihn? Und wie heißt er?"

„Du hast ihn nicht gesehen — Deiner Mutter wurden die ökonomischen Unterhaltungen lästig, und ich schickte Euch an dem Tage fort, als Seebohm hier war."

„Seebohm?"

„Ja, Erdmann Seebohm."

„Wie kann man Erdmann heißen!" fuhr sie noch einmal in kindischem Zorn auf. „Erdmann hieß unser alter Teckel. O, ich hasse diesen Namen — und diesen Mann! Ich hasse ihn, wenn er nicht gutwillig verzichtet und diesen Kauf fahren läß, diesen Kauf, der uns Alle elend macht."

„Deine Lebhaftigkeit reißt Dich zur Maßlosigkeit

hin, Kind, ich kenne meine verständige Tochter nicht wieder. Der Vertrag ist freilich noch nicht unterzeichnet, aber ich habe meine Bedingungen gestellt, die Herr Seebohm diesen Morgen angenommen hat;" er reichte ihr den Brief, welchen sie zerstreut in die Tasche schob, „lies selbst, damit Du einsiehst, daß wir gebunden sind. Am Johannistage findet die Uebergabe statt. Ich reise mit Mama nach Ems. Bis zum Michaelistage sind Haus und Garten unser. Der Käufer wohnt drüben im kleinen Hause und erhält hier seine Verpflegung. Michaelis ziehen wir Alle nach Berlin."

„Nach Berlin — zwischen die hohen Häuser — in den Steinhaufen — das ertrage ich nicht!" schrie Asta auf und stürzte aus dem Zimmer.

Sie lief, von einer wahren Verzweiflung gepackt, durch die Eßstube in den Garten und warf sich dort, laut aufschluchzend und geschüttelt von dem ersten großen Schmerz ihres Lebens, auf eine Bank. Hier weinte sie, als solle ihr das Herz brechen, in die vor ihre Augen geschlagene Schürze.

Sie sah auch gar kein Licht mehr in ihrer Zukunft. Das ganze Leben schien ihr verdorben. Nicht allein, daß sie sich von dem Familienbesitz, dem Orte ihrer Geburt, dem Schauplatz ihrer Thätigkeit, ihres Sorgens und Schaffens mit blutendem Herzen losriß und sich ein Leben in der großen Stadt kaum denken konnte, es war noch etwas Anderes, was sie gegen den neuen Lebensplan einnahm.

Asta fühlte sich bei jeder Gelegenheit im vollsten Gegensatz zu ihrer Stiefmutter. Sie kämpfte gegen den Einfluß, welchen diese Frau auf ihren Vater ausübte, weil sie den Teuren dadurch herabgezogen zu sehen glaubte. In der Stadt, wo ihr Vater garnichts zu thun haben würde, mußte er noch mehr dem Frauendienst bei der Verwöhnten und Anspruchsvollen verfallen, und diese Lage des geliebten Vaters erschien der entschlossenen Tochter unwürdig. Hier auf dem Lande hatte es nie an Beschäftigungen ge fehlt; der Rittmeister liebte die Jagd und übte sie hier fleißig aus. Seine Gesundheit, seine Stimmung

würde noch mehr leiden, wenn er alle seine kleinen Liebhabereien daran geben sollte.

Wenn er so opferwillig war, sich den Wünschen Blankas vollständig zu fügen, so mußte sie für ihn sorgen, ihn gegen sich selbst verteidigen. Hatte sie nicht längst, wiewohl oft ohnmächtig gegen den Einfluß Blankas gekämpft? Wohlan, sie wollte weiterkämpfen, wollte sich noch nicht als besiegt erklären!

Asta war trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre und trotz ihrer praktischen Richtung noch weltfremd. Sie hatte Lindenthal kaum verlassen; eines Teils war es ihr Wunsch gewesen, anderen Teils hatte sie nicht abkommen können, da sie seit ihrer Konfirmation die Haushaltsführung in die Hand genommen. Ihre Weltfremdheit gab ihr etwas Ursprüngliches und Natürliches, sowie ein unwillkürliches Zutrauen; kannte sie doch kein anderes Verhältniß zu den Menschen, als ein nachbarschaftlich befreundetes. Daneben war ihr aber im Verkehr mit Dienstboten und Dorfleuten die Einsicht aufgegangen, daß man für Geld viel erlangen könne, daß jegliche Leistung ihren

Preis habe, und daß man im Bieten und Fordern nicht blöde sein dürfe.

Trotz ihrer gediegenen Bildung, ihrer feinen Form, die sie der gewandten Lucie Dornée verdankte, war sie in den Aeußerungen ihrer Empfindungen offen wie ein Kind und dem Eindruck des Augenblicks hingegeben, sie meinte mit guten Worten vieles zurecht zu rücken, überschätzte in ihrer ungebrochenen Jugendfrische ihr Können und neigte zu raschem Handeln.

Sollte es ihr denn nicht gelingen, den erst halb abgeschlossenen Kauf rückgängig zu machen? Wenn sie sich bereit erklärte Geldopfer zu bringen? Solcher Lockung widerstanden Wenige. Sie zog den Brief des Käufers aus der Tasche, überlas denselben, merkte sich alle Einzelheiten und erhob sich thatbereit und getrost, um ihren Plan zu durchdenken, nun aber wieder an ihre häusliche Arbeit zu gehen.

Drittes Kapitel.

Lieutenant Eberhard von Bernsbach saß in seinem Zimmer bei einem bescheidenen zweiten Frühstück. Er, der gleich nach dem Feldzuge, mit sechsundzwanzig Jahren, Premierlieutenant geworden war, mußte doch trotz seiner höheren Gage sparen. Die Offizierswohnungen in der Kaserne wurden von den Herren bevorzugt, welche die sehr teuren Stadtlogis vermeiden wollten, im Allgemeinen galten sie für ein Kommando fatigue für den Jüngsten.

Der erste Teil des Dienstes war beendet und ein gesunder Hunger vom Kasernenhofe und aus den Ställen mitgebracht. Trotzdem trank er zerstreut seinen Schoppen Bier und aß dazu mechanisch ein

Fleischbutterbrod, das sein Bursche aus der Kantine heraufgeholt; er war noch immer mit all' seinen Gedanken bei der liebreizenden Valerie.

Gestern hatte er es zum dritten Male versucht, die Ramberts, von denen er seit ihrer Abreise nichts gehört, in Wiesbaden zu treffen. Wieder vergebens. In Fremdenlisten und Hotels hatte er geforscht, nirgend eine Spur. Fast schämte er sich mit seinen Nachfragen immer wieder an dieselben Thüren zu klopfen. Um dies zu vermeiden und doch rasche Kunde zu erhalten, hatte er einem geriebenen alten Kurhaus-Portier zehn Mark gegeben mit dem Versprechen desselben Trinkgeldes, wenn er ihm die Adresse des Marquis sende.

Er war überzeugt, daß er nicht mehr thun könne und doch zappelte die Ungeduld in ihm und wollte ihm einreden, daß er bald wieder nach Wiesbaden fahren müsse.

„Selbst ist der Mann," murmelte er vor sich hin; er hoffte noch immer, obwohl er sich kaum verhehlen konnte, daß er nicht mehr an ein baldiges

Wiedersehen glaube. Wie leicht wurden Reisepläne durchkreuzt und andere Einrichtungen getroffen! Er hatte ja auch zu bemerken geglaubt, daß seine Verehrung für das schöne Mädchen dem Onkel zuletzt nicht mehr gepaßt habe. Doch vielleicht etwas Eifersucht, dachte er nicht ohne befriedigte Eitelkeit. Alte Herren geberdeten sich manchmal so anspruchsvoll. So konnte er nicht umhin, seine Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen der angebeteten Valerie mehr und mehr herabzustimmen. Es wurde ihm aber sehr schwer, den Gedanken zu fassen, daß er sie vorläufig aus den Augen verloren habe. Er wäre zu den größten Opfern bereit gewesen, um mit dem entzückenden Wesen, dem auch er, wie er überzeugt war, Eindruck gemacht hatte, wieder zusammenzutreffen. Aber es würde doch einst geschehen, Valerie hatte es ihm ja versprochen und an seinem guten Willen sollte es gewiß nicht fehlen.

Sein Gedankengang war heute, wie schon oft, bei diesem Punkte angekommen, als der Bursche eintrat und ihm eine Visitenkarte brachte, „Postsekretär

Franz Schuster," las er, was mochte der Herr bei ihm wollen? „Bitte hereinzukommen."

Ein Mann in mittleren Jahren in Postbeamten-Uniform mit bleichem, sorgenvollem Gesichte erschien, wurde höflich von Eberhard begrüßt, zum Sitzen genötigt und nun nach seinen Wünschen befragt.

„Es ist eine sehr ernste, peinliche Angelegenheit, Herr von Bernsbach, die mich zu Ihnen führt. Denken Sie sich unsern Schreck! Gestern ist ein Wertpacket aus Paris, welches ich vor beinahe vierzehn Tagen unter Ihrer Fürsprache an Mademoiselle Valerie de Rambert auslieferte, von anderer Seite eingefordert."

„Von anderer Seite? Aber das ist ja eine Unverschämtheit!"

„Ich lehnte anfänglich auch alle Ansprüche sehr bestimmt ab. Es gab ein hartes Hin und Her vor dem Schalter; es blieb uns aber nichts übrig, als die Berechtigung der zweiten Reklamation anzuerkennen —"

„Herr, das ist ja ganz unmöglich!"

„Hören Sie, bitte, wie die Sache steht: Die jetzige Mademoiselle Valerie de Rambert ist eine alte Pariserin mit weißen Locken, sie wurde eingeführt und legitimirt durch den Herrn Joseph Rosenstern, dem Chef eines der ersten hiesigen Bankhäuser. Herr Rosenstern übernahm jegliche Garantie für die Identität der Person mit jener Adressatin. Die Dame konnte sich sogar mit dem ihr von der Pariser Post ausgestellten Aufgabeschein legitimiren, da sie selbst das Geld hierher an sich abgeschickt hatte. Ihre Abreise war durch Unwohlsein verzögert worden. Sie glaubte ihr Geld hier im Postbureau vollkommen sicher aufgehoben und war natürlich empört, es nicht zu finden. Ja, sie ließ durchmerken, daß in dem Päckchen eine weit größere Summe an Wertpapieren enthalten gewesen sei, als die 20 000 Francs, die sie angegeben. Natürlich ist die Post nur zum Ersatz der deklarirten Summe verpflichtet."

„Aber Herr Postsekretär —" stotterte Bernsbach, „das ist ja eine furchtbare Geschichte — ein wahrer Abgrund — etwas ganz Unfaßliches —"

„Allerdings, ein abgefeimter Betrug, an dem zu zweifeln kaum möglich ist.“ Tief aufseufzend fuhr der Beamte fort: „Meine Behörde hält sich nun in erster Linie an mich. Ich mag unvorsichtig gewesen sein; aber sollte ich Ihnen nicht glauben, der Sie die Uniform des hiesigen Dragonerregiments tragen und mir auch von Ansehen als der bekannt waren, als welchen Ihre Karte Sie auswies? Ihrem bestimmt ausgesprochenen Zeugniß mochte ich weiter keinen Zweifel entgegensetzen.“

„Ich zeugte ja auch in gutem Glauben,“ stammelte der Offizier. „Eine Reisebekanntschaft, der ich keine Ursache hatte, zu mißtrauen.“

„Wir sind streng angewiesen, Wertsendungen nur auszuhändigen, wenn wir über die Berechtigung und Person des Empfängers vollständig im Klaren sind. Die sichere Eleganz Ihrer Begleiter täuschte auch mich. Ich schämte mich der ferneren Weigerung, ich fühlte mich moralisch überzeugt. Dies Alles hätte mir aber, streng genommen, nicht genügen sollen. Die Oberpostdirektion wird sich nicht an Sie, sondern

an mich wenden. Ich bin ohne Vermögen, Familienvater. Sollte man meine ganzen Habseligkeiten unter den Hammer bringen, würden keine 20 000 Francs herauskommen."

„Aber ein Lieutenant ist doch auch kein Krösus!" rief Bernsbach in hellem Entsetzen über die Zumutung, die in des Geängstigten Worten lag.

„Und wenn die Sache an die große Glocke kommt," fuhr Schuster bedrückt fort, „so verliere ich ohne Frage auch meine Anstellung wegen der heillosen Geschichte."

Der junge Offizier war aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer, endlich blieb er vor dem Ratlosen stehen: „Sie haben Recht, Herr Postsekretär, ich bin mit verpflichtet. Aber auch ich besitze kein verfügbares Vermögen. Es ist mir unmöglich, mich sogleich in dieser furchtbaren Klemme zurechtzufinden. Ihre Vorgesetzten werden Sie wohl nicht von heute auf morgen zum Aeußersten treiben. Lassen Sie uns überlegen und Zeit gewinnen. Sobald ich irgend einen erlösenden Gedanken gefaßt

habe, oder Hülfe sehe, komme ich zu Ihnen und bringe Ihnen Nachricht."

Man erörterte die Sachlage noch eine Weile. Die Aussicht, den betrügerischen Marquis noch irgendwo an den Ufern des Rheins zu treffen, war so unwahrscheinlich, daß man garnicht weiter darauf rechnete. Der Spitzbube würde längst seinen Namen gewechselt, die Wertpapiere umgesetzt haben, und irgendwo, vermutlich in Paris, von seinem Raube hoch leben. So eifrig man auch überlegte, man sah nirgend einen Lichtpunkt und trennte sich in dem traurigen Einverständniß zweier gleichermaßen heimgesuchter Schicksalsgenossen.

Als der Beamte gegangen war, kam Eberhard erst recht zur Besinnung über das, was er Furchtbares erlebt hatte. Seine äußere Lage und sein armes, verliebtes Herz waren gleich sehr erschüttert. Welch ein entsetzlicher Gedanke, Valerie, die Süße, Holde, in eine solche ganz gemeine Intrigue verstrickt zu sehen! Sollte er sie für schuldig oder unschuldig halten? Letzteres war kaum möglich. Und doch —

wie war sie da hineingeraten? Wie konnte er sie so niedrig denken?

Der Alte mochte dann auch garnicht ihr Onkel sein. Es schien ihm, als sehe er ein gewisses faunisches Lächeln die Lippen des Marquis kräuseln, wenn Valerie ihn „Onkel" nannte. O, still — still, es war ja ein Abgrund, der sich da vor seinem Geiste aufthat! — Er wollte den Augenblick in Erinnerung behalten, als sie ihm Lebewohl gesagt. Mit welch sanftem Blick sie ihm die Veilchen gereicht, wie ihr Auge feucht geglänzt hatte, als sie ihm die Zusage eines Wiedersehens gab.

Aber fort mit allem dem! Seine Lage war jetzt durch jene Abenteurer eine ernste geworden, er mußte einen Entschluß fassen, mußte handeln. Es war ihm aber bei genauer Prüfung der Sachlage selbst zu ungewiß, was zu thun sei. Wie würden seine Kameraden, wie würde das Offizierkorps die Verwicklung, in welche er hineingeraten, ansehen? Würde man finden, daß seine Ehre im Spiel sei?

Es überlief ihn heiß und kalt; er nahm seine

Mütze, verließ das Zimmer, schritt den Gang hinunter und klopfte bei einem etwas älterern Offizier, dem Premierlieutenant von Sylow, an, zu welchem er ein ganz besonderes Vertrauen hegte, und mit dem er viel und freundschaftlich verkehrte, weil dieser gleichfalls in der Kaserne wohnte.

Sylow war eben vom Frühstück aufgestanden und ging, eine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und ab. Als er des eintretenden Kameraden ansichtig wurde, der sich sonst durch blühende Gesichtsfarbe auszeichnete, jetzt aber todtenblaß dastand, rief er erschreckend:

„Was ist Dir geschehen, Bernsbach? Du siehst ja aus, als wäre Dir mindestens Deine Fuchsstute krepirt.“

„Möchte es das nur lieber sein, als diese infame Geschichte — ein Mordspech!“ knirschte Eberhard.

„Hallo, Du gehst weit! So erhole Dich und sage, was giebt es? Willst Du einen Cognac?“

„Danke — danke.“ Eberhard warf sich in die Sophaecke und begann seinen Bericht.

Sylow war mit in Baden-Baden gewesen und gehörte zu den ersten Bewunderern der schönen „Violette“. Er hatte Eberhard mit dem französischen Paare abreisen sehen und sich später lebhaft für die Erzählung von der angeknüpften Bekanntschaft interessirt. Ja, er hatte dem Freunde nicht verhehlt, daß er ihn beneide, war sogar einmal mit nach Wiesbaden gefahren und ebenso enttäuscht, wie der eigentlich Betroffene zurückgekommen.

Nach alle diesem wurde es Bernsbach nicht schwer, die dunkle Kehrseite der Medaille zu enthüllen. Es lag ihm jetzt auf der Hand, daß er der Ueberlistete sei, daß man ihn zu dem ganz bestimmten Zweck, seinen Namen, seine Uniform für das betrügerische Vorhaben zu benutzen, herangezogen habe.

Lieutenant von Sylow war ernstlich betroffen vom Mißgeschick seines Freundes, dessen Vermögensverhältnisse er genau kannte. Beide fühlten wohl, daß man den unglücklichen Postbeamten nicht allein

in der Klemme stecken lassen konnte, daß ohne Zweifel ein Teil der Belastung auf Eberhard fallen müsse. Aber wenn sie Jeder auch nur die Hälfte des Schadenersatzes auf sich nehmen wollten, so waren sie beide ruinirte Leute, oder mindestens für ihre ganze Zukunft schwer belastet, denn 10 000 Francs konnte keiner von ihnen aus dem Aermel schütteln.

Eine andere, nicht minder schwerwiegende Frage war die: wie wohl Eberhard in Folge dieser Verwicklung zum Regiment stehe, und ob der Oberst es nicht für notwendig erachten werde, ein Ehrengericht zusammenzuberufen? Eberhard war mit ganzer Seele Soldat, vorzüglicher Reiter, großer Pferdeliebhaber und eifrig im Dienst. Er konnte sich die Möglichkeit nicht ausdenken, auf dieses alles verzichten zu müssen, sah sich nun jedoch in seiner Zukunft schon als Verabschiedeter und wußte geradezu nicht mehr aus noch ein.

„Na, so schlimm wird es nicht werden,“ tröstete der Freund. „Ich muß ja freilich konstatiren, daß Du Dich kolossal hineingeritten hast und arg in der

Patsche steckst, aber gieb Dir ein Paar Sporen, es muß doch herauszukommen sein. Meiner Meinung nach solltest Du Dich jetzt vorschriftsmäßig adjustiren, Deinen Helm nehmen und dem Herrn Obersten eine dienstliche Meldung von der Sache machen. Es ist immer zehnmal besser, er hört die Geschichte direkt von Dir, als daß auf anderen Wegen ihm Gerüchte zu Ohren kommen, die ihn von vornherein gegen Dich und Dein Verhalten einnehmen."

Eberhard sah ein, daß Sylow Recht habe. Es war in der That das Klügste, was er thun konnte, sich selbst zur Anzeige zu bringen. Er verließ den treuen Kameraden mit ernstem Händedruck, ging in sein Zimmer zurück, rüstete sich nach Vorschrift und begab sich zur Parole, wo er durch den Regimentsadjutanten den Oberst um eine Unterredung bitten lassen wollte.

Auf der Parole hörte er, daß der Herr Oberst bis 11 Uhr auf dem Regiments-Bureau gewesen und nach Erledigung seiner laufenden Dienstgeschäfte nach Hause gegangen sei. Eberhard begab sich also in

die Stadt und wurde durch die im Vorzimmer befindliche Ordonnanz bei dem Obersten angemeldet. Klopfenden Herzens trat der junge Offizier bei seinem Kommandeur ein. Der alte Herr saß im offenen Ueberrock an seinem Schreibtisch, er erhob sich, schloß einen Knopf seines Rockes und that dem Kommenden einen Schritt entgegen. „Sie haben mir eine Meldung zu machen, Lieutenant von Bernsbach, was giebt es?“ fragte der würdige Herr und sah den bleichen jungen Mann prüfend an.

„Ich befinde mich in einer übelen Lage, Herr Oberst,“ begann Eberhard anfangs etwas unsicher, „und halte es für meine Pflicht, selbst Anzeige zu erstatten — von — von —“

„Nun, was haben Sie denn? Schulden?“

„Eigentlich nicht und doch könnte es — ich habe Garantie für einen Namen übernommen, habe gut gesagt —“ und nun kam er glücklich in Fluß, schilderte den durchaus vornehmen Schein, welchen seine Reisegefährten sich zu geben gewußt, die Scene am Postschalter und die grausame Aufklärung, welche ihm

diesen Morgen der Postsekretär überbracht. Er gestand, daß er selbst sich durch sein Zeugniß für die Ramberts dem Beamten verpflichtet erachte, aber kaum in der Lage sei, die Ersatzsumme anzuschaffen.

Der Oberst hatte den Lieutenant ruhig ausreden lassen, und nur dann und wann ärgerlich seinen grauen Kopf geschüttelt. Jetzt hob er, nicht ohne Wohlwollen, doch sehr ernst an:

„Mein lieber Herr von Bernsbach, ich kann Ihnen nicht vorenthalten, wie die ganze Art und Weise, nach flüchtiger Bekanntschaft sich einer solchen Vertrauensseligkeit zu überlassen, nur in Ihrer Jugend einige Entschuldigung findet. Die Sache ist so peinlich, daß, wenn nicht Mittel gefunden werden zu applaniren, ich schwerlich umhin kann, den Ehrenrat zusammenzurufen. Selbstverständlich ist es für Sie eine Ehrenpflicht, den Postbeamten, der in gutem Glauben auf Ihr Wort handelte, zu entlasten."

Der Oberst legte die Hände auf den Rücken und schritt einige Male nach sinnend im Zimmer auf

und ab. Dann fuhr er, vor dem Lieutenant stehen bleibend fort:

„Sie werden Verwandte haben, die Ihnen helfen, die für Sie eintreten können. Ich gebe Ihnen drei Tage Urlaub, gehen Sie, holen Sie sich Rat und Mittel. Nach dieser Zeit erwarte ich Ihre Meldung, daß Schritte zur Regulirung dieser fatalen Angelegenheit gethan sind. — Ich danke Ihnen, Lieutenant von Bernsbach."

Eberhard grüßte militärisch und verließ, um nichts klüger oder getrösteter als er gekommen, die Wohnung des Obersten. Er eilte wieder zu Sylow und versuchte hier noch einmal seinen Verdruß, seine Sorge, sich von der Seele zu reden.

Obwohl er ganz genau wußte, daß sein Onkel, der Rittmeister von Bernsbach in Lindenthal, sich durchaus nicht in der Lage befinde, ihm herauszuhelfen, so var dies doch derjenige, mit dem er beraten mußte. Sein Vater, der einzige Bruder des Rittmeisters, war schon lange todt. Der Onkel hatte die Vormundschaft über ihn geführt. Bei diesem

war er jährlich mit seinem Burschen und den Pferden, wie ein Sohn, auf Urlaub gewesen. Mutter und Schwestern lebten in engen Verhältnissen in einer kleinen Stadt, er hatte sich nie länger als einige Tage dort aufgehalten. Manchmal war er auch mit den Seinen in Lindenthal zusammengetroffen. Onkel Oskar benahm sich stets, seiner ritterlichen Art nach, äußerst liebenswürdig gegen die Damen, aber die Tante ließ durchfühlen, daß ihr der Besuch langweilig sei, wogegen sie den Neffen bevorzugte. Grund genug für die Wittwe, welche ihrerseits auch nicht besonders gut zu der viel jüngeren Schwägerin stand, die Gastfreundschaft der Verwandten selten in Anspruch zu nehmen. Es war Eberhard immer gegenwärtig geblieben, daß er nicht mehr als den festgesetzten Zuschuß aus dem Familienvermögen beziehen könne, und da er ein trefflicher und glücklicher Reiter war, hatten ihm die gewonnenen Rennpreise schon oft aus der Verlegenheit geholfen. Trotzdem, daß er also nicht wußte, ob oder wie man ihn retten könne, zog

es ihn nach Lindenthal. Den Urlaub hatte er einmal, wozu sollte er denselben sonst benutzen.

* * *

In dem Hinterstübchen eines städtischen Mietshauses saß ein junger Mann, Briefe lesend, am Fenster. Verdrießlich schüttelte er den Kopf, stand auf und wollte in das Nebenzimmer gehen, aus welchem Kinderlärm herüber schallte. Als er die Thür öffnete, trat ihm eine Frau in mittleren Jahren entgegen.

„Es ist gar zu wüst im Eßzimmer, lieber Bruder," sagte sie entschuldigend. „Die Jungen haben sich geprügelt und Alles durcheinander geworfen, Rosa hat ihren Puppenkram auf dem Tisch und das kleine Dorchen wird eben aufgenommen. Ich glaube, es ist am Besten, Du bleibst hier, Erdmann."

„Hättest Du wohl einen Augenblick Zeit für mich, Mathilde?"

„Natürlich, Lieber," erwiderte sie freundlich. „Ich hole mir nur mein Strickzeug, dann setze ich mich gemütlich zu Dir. Lotte wird mit den Kindern recht gut fertig."

„Und Dein Mann?"

„Seine Sprechstunde ist noch lange nicht zu Ende. Es sind noch mehrere Leute im Vorzimmer."

„Nun gut. Es ist mir angenehm, daß ich Dich zu einer ruhigen Ueberlegung für mich haben kann."

Sie verließ die Stube, und er schritt, noch einmal überdenkend, was er ihr mitteilen wollte, in dem engen Raume auf und ab, eng besonders für ihn, mit den kräftigen Gliedern und den großen, hastigen Schritten. Erdmann Seebohm paßte nicht in das kleine Gastzimmer einer städtischen Mietswohnung. Die rege Thatkraft, welche sich in jedem Zuge seines frischen, männlich hübschen Gesichts ausprägte, brauchte Spielraum.

Seit er eine Verwalterstelle aufgegeben und mit dem ererbten Kapital etwas Eigenes gesucht, hatte

er als Absteigequartier und vorübergehenden Aufenthaltsort das gastliche Haus seiner Schwester und seines Schwagers, des Doktors Reinerz, angenommen. Da Seebohm viel umherreiste, genügte diese vorläufige Einrichtung, sie sollte ja auch bald ihr Ende finden.

Mathilde kam zurück und setzte sich in die Sophaecke. „Du hast Briefe bekommen? Giebt es vielleicht neue Anerbietungen? Es wäre sehr schade, wenn sich jetzt, wo Du gebunden bist, Besseres fände.“

Er holte seine Briefe aus der Fensterbank und nahm auf dem Stuhl neben ihr Platz: „Es handelt sich um nichts Neues, diese beiden Schreiben sind aus Lindenthal.“

„Macht der Rittmeister nochmals Schwierigkeiten? Er scheint sehr an dem Familienbesitz zu hängen.“

„O nein, er ist gebunden, so gut wie ich.“

„Nun, und was giebt es denn?“

„Herr von Bernsbach bestellt mich in diesem Briefe auf den 8. um 2 Uhr Nachmittags zu seinem

Notar nach Münden, er wird auch dort sein, und der Vertrag soll unterzeichnet werden. Und in diesem Schriftstück bittet mich seine Tochter, Fräulein Asta von Bernsbach, auf das Eindringlichste, den Handel rückgängig zu machen."

„Wie seltsam! Was hat das Mädchen dagegen? Wie darf sie diese Einmischung wagen?"

„Das fragte ich mich anfänglich auch, aber ich glaube nun doch, die Sache ziemlich klar zu durchschauen."

„Kennst Du die junge Dame?"

„Nein, sie war, als ich das Gut prüfte, nicht zu Hause, ich hörte aber hier und da ihren Namen nennen und ersah daraus, daß sie sich ziemlich eingehend mit den häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten befaßt."

Die Schwester lächelte, „eine interessante Hausgenossin für das nächste Quartal. Ist sie noch jung?"

„Ich weiß es nicht. Aber höre ihren Brief," er schlug den Bogen auseinander und las:

„Geehrter Herr!

Mein Vater sagt mir, daß Sie unser liebes Gut Lindenthal zu kaufen beabsichtigen, daß aber ein Abschluß des Geschäfts noch nicht erfolgt ist. Ich weiß, daß es meinen Vater unglücklich machen wird, wenn er sein Vorhaben ausführt und in die Stadt zieht, und hoffe ganz bestimmt, ihm den schrecklichen Gedanken, zu verkaufen, noch ausreden zu können, wenn Sie sich nur entschließen wollten zurückzutreten. Es würde dann Alles wieder gut werden!

Man hat mir gesagt, daß man mit freundlichen Bitten in der Welt nicht viel ausrichtet, daß aus Herzensgüte und Nächstenliebe kein Mensch etwas thut oder etwas unterläßt, was ihm Vorteil zu bringen verspricht. Ich verbinde also mit meiner Bitte einen Vorschlag, der Ihnen gleich ohne Mühe einen sicheren Gewinn abwirft, vielleicht sicherer als der Ertrag von Lindenthal, das Sie sehr hoch bezahlen wollen.

Da ich majorenn bin, verfüge ich unbeschränkt

über den mir zugefallenen Teil meines mütterlichen Vermögens und befinde mich also in der Lage, Ihnen ein Abstandsgeld zu bieten. Ich erlaube mir nun, Ihnen den folgenden Vorschlag zu machen: Ohne meinem Vater etwas von diesem Briefe zu sagen, finden Sie einen Grund heraus, weshalb Sie wünschen, den noch nicht abgeschlossenen Kauf aufzugeben; ich werde meinen Vater dann schon zur Einwilligung bestimmen. An demselben Tage, an welchem Ihr Verzicht hier ankommt, will ich 6000 Mark in guten Wertpapieren an Sie auf die Post schicken. Dieser Brief diene Ihnen als Sicherheit, daß ich mein Versprechen halte.

Sollten Sie doch unser liebes Gut an sich nehmen, würden wir, wie ich fürchte, ein schlechtes Vierteljahr mit einander verleben.

Es empfiehlt sich Ihnen

Asta von Bernsbach."

„Ein merkwürdiges Mädchen!" rief Frau Mathilde, als ihr Bruder das Blatt sinken ließ.

„Ein rabiates Frauenzimmer, nicht wahr? Tritt für ihren Vater ein, spielt dessen Vorsehung und droht mir mit größter Feindschaft, wenn ich nicht thue, was sie will.“

„Es ist doch auch viel Gutes in dem Briefe,“ sagte die Schwester nachdenklich.

„Gefällt Dir vielleicht, daß sie als große Dame ihr Kapital hinwirft, als wäre es Heu? Oder daß sie mir eine Lüge zumutet, als ob dies für unser einen nicht der Rede wert sei, wenn man nur mühelos Geld in die Tasche steckt? Nein, mein gnädiges Fräulein, ich lasse mich nicht um den Finger wickeln wie Ihr Herr Papa! Ich tanze nicht nach Ihrer, Pfeife, das steht fest!“

„Aber warum ärgerst Du Dich denn, Erdmann?“ fragte die Schwester erstaunt. „Findest Du wirklich etwas Beleidigendes in dem Schreiben der jungen Dame? Ich glaube, sie denkt nicht daran, Dich zu kränken. Sie hegt den heißen Wunsch, Lindenthal in der Familie zu behalten; sie glaubt, daß ihr Vater irre geleitet ist, sieht vielleicht, daß er schon

bereut, was er gethan, daß er den alten Besitz auch ungern aufgiebt. Da ist es doch ganz verständig und sogar recht brav, daß sie sich ins Mittel schlägt und bereit ist, ein Opfer zu bringen, um alles wieder ins Geleise zu rücken."

„Ich glaube, Ihr Frauen steht in einem Geheimbunde mit einander!" rief er unwirsch.

„Wir sind vielleicht nicht ganz so reizbar und empfindlich wie Ihr und nehmen die Dinge nicht so ernsthaft."

„Aber eine solche Geschäftssache, in der zwei Männer einig sind und ihr letztes Wort gesprochen haben, muß doch ernst genommen werden! Wenn der Herr von Bernsbach anderen Sinnes geworden ist, so kann er mir das selbst schreiben und sein Reuegeld anbieten, wie ich dann zu der Sache stehe, weiß ich jetzt noch nicht. Er aber handelt durchaus korrekt, wie es ihm zukommt und von mir wird verlangt, daß ich für eine heimliche Bestechung mich als wortbrüchig zeige und sogar eine Unwahrheit erfinde, lediglich, um ihm zu dienen! Auf solche Zumutung

kann eben nur ein hochmütiges Fräulein verfallen, das gewöhnt ist, für ein Trinkgeld zu erreichen, was es will.“

Mathilde hatte den Brief Astas in die Hand genommen und überflog noch einmal die Zeilen. „Ich bin überzeugt, daß Du ihr sehr unrecht thust. Von alledem, was Du herauslieſt, sehe ich garnichts. Der Schluß, daß sie nicht gut mit Dir stehen würde, wenn Du doch kommen solltest, erscheint mir nur etwas kindlich. Sie hängt gewiß mit leidenschaftlicher Liebe an dem Familienbesitz, und ich könnte ihr gönnen, daß sie ihren Wunsch erreichte und dabliebe. Ich würde an Deiner Stelle ruhig die gebotenen 6000 Mark annehmen. Ob sie nun vom Vater oder von der Tochter kommen, scheint mir gleichviel. Wenn das zurückgeht, worauf Du gerechnet hast, darfst Du für den Mißerfolg und das neue Suchen eine Entschädigung beanspruchen. Im Grunde liegt Dir gar nicht viel an Lindenthal, Du hast sogar eine ganze Weile geschwankt, ob Du nicht Petershagen vorziehen solltest. Du kannst Letzteres immer noch

nehmen. Die größere Anzahlung für das Inventar war Dir lästig, wohlan, schlage Fräulein Astas Geld dazu, dann hast Du eine Besitzung, die besser ausgestattet ist, als das vernachlässigte Lindenthal."

„Weiber-Raisonnements!" murrte er, fuhr sich durch das dunkle Haar und sprang vom Stuhle auf. „Du weißt, Mathilde," sagte er, vor ihr stehend, mit großer Entschiedenheit, „daß ich Dein ruhiges, fast immer treffendes Urteil hochschätze, aber den Empfindungen eines Mannes vermagst Du doch nicht ganz gerecht zu werden. Es ist mir unmöglich, in der verlangten Weise zurückzutreten. Ich will das der Dame mitteilen, mehr kann ich nicht für sie thun. Am Sonnabend fahre ich nach Münden und unterzeichne den Vertrag mit Bernsbach."

Viertes Kapitel.

Es war ein herrlicher Juninachmittag. Die hohen blühenden Akazien in Lindenthal, welche an der kurzen Allee vom Eßzimmer bis zum Rondel standen, strömten einen süßen Duft aus. Rotdorn, Goldregen und Schneeball kränzten das mit Tisch und Bänken ausgestattete Rondel von der Rückseite.

Die Familie war hier gegen Abend versammelt. Man konnte von hier das Haus und zur Seite ein Stück des Gartens übersehen und so Mancherlei beobachten, was für den Rittmeister und seine älteste Tochter nicht unwichtig war und dem Platze einen gewissen Wert gab.

Frau von Bernsbach, im rosa Sommerkleide, lag zurückgelehnt in einem Schaukelstuhl von Rohr,

sie hielt ihr Hündchen Puck auf dem Schoße und spielte mit seinen langhaarigen Ohren, die sie durch ihre von halben Handschuhen gedeckten feinen Hände zog. Neben ihr auf der Bank saß ihr Mann, der seine Zeitung hingelegt hatte, so wie sie gekommen war.

Mademoiselle Dornée bemühte sich, dem ungeduldigen Fränzchen eine feine Stickerei zu lehren, und Asta hatte einen großen Korb voll gewaschener Handtücher neben sich, die sie eifrig nachsah und stopfte. Neben dem Rittmeister saß sein brauner Hühnerhund, legte die Schnauze auf des Herrn Knie und schmachtete nach einer Liebkosung zu ihm auf. Ali und Bert balgten sich unter Gelächter auf deu Rasen.

„Ich glaube, Asta," sagte Frau Blanka unzufriedenen Tones, „Du hattest diesen Mittag geradezu die kleinsten und unreifsten Kirschen für mich ausgesucht. Warum soll denn nur alles Gute nach der Stadt geschickt werden? Schon deshalb freue ich mich auf Berlin, weil man dann doch auch wählen kann und nur das Beste zu kaufen braucht."

Asta hob den Kopf zu einer vielleicht nicht ganz freundlichen Erwiderung, als der kleine Kläffer auf seiner Herrin Schoß sich kurz und scharf bellend erhob, von Hektor mit dumpfem Knurren begleitet. Zugleich schrieen die beiden Jungen auf dem Rasen wie aus einem Munde: „Eberhard!“ und stürzten auf die Treppe zu, welche von der Veranda in den Garten führte.

Aller Blicke wandten sich dahin und sahen, daß die schlanke Gestalt des Lieutenants eben, von den hüpfenden Knaben auf beiden Seiten geführt, die Stufen herabkam. Man traute seinen Augen nicht, denn der Besuch war etwas Ungewöhnliches.

„Es muß Besonderes geschehen sein!“ war der Gedanke, welcher alle durchzuckte. Daß es nichts Angenehmes sei, erkannte man an dem niedergeschlagenen Ausdruck des sonst so fröhlichen Gesichts.

„Willkommen, mein Sohn!“ rief der Rittmeister, der dem lieben Gast in die Mitte der Allee entgegen geeilt war, und streckte ihm die Hand hin. „Das nenne ich aber wirklich eine Ueberraschung. Vielleicht

wieder auf dem Wege nach einem Rennplatz? Doch keine Unannehmlichkeiten?"

Eberhard nickte leise und flüsterte: „Später, Onkel," dann begrüßte er die Damen.

„Ein wahres Glück, daß einmal etwas geschieht," lächelte Blanka, als der Neffe ihr artig die Hand küßte. „Du kommst von Baden-Baden, aus Frankfurt, da giebt es doch Neuigkeiten. Wir leben hier wie immer in der ödesten Monotonie."

Asta reichte ihm die Hand hin, und das herzulaufende Fränzchen hängte sich strahlend vor Vergnügen an seinen Arm und zog ihn auf die Bank, wo die beiden Jungen, um kein Wort von etwaigen militärischen oder Rennberichten zu verlieren, sich dicht herzudrängten.

„Willst Du eine Cigarre? Hier draußen erlauben es die Damen," der Rittmeister sah dabei seine Frau an.

„Danke, Onkel," erwiderte der Lieutenant unruhig.

„Rauche nur, ich will einmal so gnädig sein,

es zu gestatten," lächelte Blanka, „wenn Du recht hübsch erzählen willst. War das Rennen stark besucht? Große Eleganz? Schade, daß diesen Herbst die Bank geschlossen wird, da muß das reizende Baden auch versimpeln und zu Grunde gehen."

Eberhard konnte nicht umhin, dies und das zu berichten, aber sie merkten es ihm alle an, daß er es gezwungen that. Nichts von seiner früheren Lebhaftigkeit und guten Laune war in seinem Vortrage zu spüren.

Ali und Bert trollten sich enttäuscht davon und suchten ihren Turnplatz auf. Fränzchen quälte den Erzähler mit Einwürfen und Querfragen, vielleicht hoffte sie, ihn so besser zum reden zu bringen.

Unter Lucie Dornée und Asta wurden ängstliche Blicke und ein leises Kopfschütteln gewechselt.

Der Rittmeister sah nachdenklich vor sich nieder. Schulden hatte er nicht, im letzten Briefe war von einem beglichenen Deficit die Rede gewesen, sollte etwas mit den Pferden geschehen sein?

„Sind Deine Gäule in Ordnung?" fuhr er in

eine von Fränzchen und ihrer Mutter veranlaßte Schilderung kecker Damenhüte hinein.

„Ja Onkel, danke schön. Die Bella hat das Rennen wieder vorzüglich ausgehalten.“

„Also Vögel waren vorherrschend?“ fragte Blanka, die ihren Gedankengang nicht gern abbrach. „Bunte ganze Vögel, oder mehr einfache Flügel?“

„Ich glaube wahrhaftig, sie waren's mit Kopf und Krallen,“ stotterte der Lieutenaut verwirrt. „Verzeih, Tante, so ganz genau habe ich nicht darauf geachtet.“

„Das könntest Du aber doch thun, da Du weißt, daß man sich für dergleichen interessirt,“ schmollte sie.

Eberhard erhob sich plötzlich, er hielt es in dem Zwange, während er die ganze Seele voller Unruhe und Sorge trug, nicht mehr aus. „Wie steht es denn jetzt in der Wirtschaft, Onkel?“ fragte er und ließ einen sehnsüchtigen Blick die Allee hinunterschweifen.

Der Rittmeister verstand ihn. Ihn verlangte selbst danach, Aufklärung zu erhalten, so erhob auch

er sich, sagte seiner Frau ein paar entschuldigende Worte und schritt mit Eberhard dem Hause zu.

„Der Herr Neveu ist nicht gerade rücksichtsvoller und liebenswürdiger geworden,“ murrte Blanka und spielte wieder mit ihrem Hündchen.

Die beiden Männer schritten schweigend die Allee entlang und gingen durch Veranda und Eßzimmer in die Herrenstube. Bernsbach schloß die Thür hinter sich, kam dann auf den Lieutenant zu und sagte: „Nun rede. Was in aller Welt ist geschehen?“

„Ich bin ein ruinirter Mann, Onkel!“ rief Eberhard und warf die Mütze in einem Ausbruch von Verzweiflung von sich.

„Oho, so schlimm wird es doch nicht mit Dir stehen! Hast Du Unglücksmensch gespielt?“

„Nein, nein, ich bin eigentlich ohne Schuld in eine ganz infame, niederträchtige Geschichte verstrickt.“

„Komm setze, Dich und schieße los, mein armer Junge, was wird es denn sein? Du siehst wohl die

Mücke für den Elephanten an," sagte Bernsbach mit einem schwachen Versuch, den Humor zu behalten.

Eberhard faßte sich zusammen und begann seinen Bericht. Er hatte ja von den liebenswürdigen Franzosen schon geschrieben und knüpfte da an, um die Angelegenheit mit der Post in ihrem Vor- und Nachspiel zu schildern.

Der Rittmeister war, wie Eberhard auch nicht anders erwartete, überaus betroffen.

„Dein Kommandeur hat recht," sprach er erregt, „und Du hast es ja auch schon selbst gefühlt, der Postbeamte muß unter jeder Bedingung entlastet werden. Du darfst den Mann nicht um seine Existenz bringen. Er hat, wenn auch vielleicht nach Ansicht seiner Behörde nicht ganz nach der Vorschrift, so doch in gutem Glauben auf Dein Zeugniß gehandelt, es wäre ehrlos, ihn stecken zu lassen. Woher aber das Kapital nehmen? Das ist natürlich die große Frage, die Dich hertreibt."

„Ja, Onkel Oskar, ich weiß nicht aus noch ein.

Mama darf ich doch mit der Geschichte keinenfalls kommen?"

„Nein, unter keiner Bedingung. Die drei Damen sind auf ein Minimum gesetzt. Leider fordert Deiner armen Schwestern Gesundheit ja eine besondere Schonung. Deine Mutter hat Sorge genug, sie ist geschäftsunkundig, sie darf von diesen Dingen kein Wort erfahren."

„Und ich habe garnichts als meine Pferde und meine Equipirung! Die kleinen Schulden sind, wie ich Dir schrieb, vom letzten Renngewinn beglichen. So dachte ich glänzend dazustehen. Mir bleibt jetzt nichts übrig, als zum Pistol zu greifen, so lieb mir das Leben auch ist," fügte er düster hinzu.

„Eine Kugel kann am wenigsten helfen. Daß die Jugend mit diesem schmählichen Auskunftsmittel doch so schnell bei der Hand ist. Wieder gut machen, was man in der Uebereilung, im Leichtsinn verdorben, hierin liegt die einzige Hülfe."

„Eher gesagt als gethan!" seufzte der Bedrängte, „und nur irgendwo Licht sehen!"

Der Rittmeister sann und sann und überschlug im Geiste seine eigene Lage. Er fühlte, daß, mochte es ihm noch so schwer werden, die nötigen zwanzigtausend Franken hinauszuwerfen, doch nur von ihm die Rettung kommen könne. Er hatte auch den einzigen Sohn seines Bruders, der unter seiner Führung so wohl geraten war, lieb wie ein eigenes Kind und konnte den frischen, prächtigen Menschen, der seinem Stande durchaus zur Ehre gereichte, einer solchen an sich geringfügigen Thorheit halber, unmöglich zu Grunde gehen lassen.

Hart war es aber doch für ihn, eben jetzt, wo er zu seiner eigenen Aufbesserung das furchtbare Opfer brachte, Lindenthal zu verkaufen, diesen unerwarteten Verlust zu tragen. Er gestand sich wiederum selbst nicht ein, daß er dieses Opfer weit mehr den Wünschen seiner Frau bringe, als seinen Vermögensumständen. Ueber jenen Beweggrund, der Alles, was schwach in ihm war, bloßlegte, täuschte er sich selber gar zu gern hinweg. Er gab sich nur zu, daß er sich von dem Gute trennen wolle, um sich aufzu-

helfen, damit er seinen Kindern gerecht werden könne. Und nun, da er eben dachte, etwas freier aufzuatmen sollte er dieser dummen Geschichte halber wieder alle gehofften Vorteile in den Wind schlagen und eigentlich also Eberhards wegen Lindenthal verkauft haben.

Er brachte es vorläufig noch nicht über die Lippen, sich mit irgend einem Versprechen zu binden.

„Du bleibst morgen in Ruhe bei uns, nicht wahr Eberhard?“ war alles, was der Rittmeister nach langer Pause fragte.

„Ja, Onkel, ich habe mich übermorgen Mittag bei meinem Regimente zu melden.“

„Nun wohl, so können wir vorläufig die Sache auf sich beruhen lassen. Guter Rat kommt vielleicht über Nacht. Wir wollen uns einstweilen den fatalen Handel aus dem Sinn zu schlagen suchen. Ich möchte nicht, daß Blanka dadurch beunruhigt würde, sie ist so zart. Und für uns ist es auch am besten, wir grübeln nicht weiter daran herum.“

Eberhard war's zufrieden und sie kehrten, sich nach Möglichkeit beherrschend, zu den Damen zurück.

Der Lieutenant war ohne sein kleines Gepäck vom Bahnhofe Friedberg auf dem freundlich sich durch Wiesen schlängelnden Fußpfade, herüber gewandert. Gegen Abend wurde seine Tasche gebracht, zugleich händigte der Bote dem Fräulein Asta zwei mit dem Nachmittagszuge angekommene Briefe ein, beide zeigten dieselbe feste, etwas steile Handschrift, der eine war an den Rittmeister, der andere an seine Tochter adressirt. Asta erglühte, als sie diese Schrift sah, schickte den Brief an ihren Vater in den Garten und eilte mit dem ihren in ihr Zimmer.

Sie wußte gauz genau, woher der Brief kam. Was würde der Ueberlästige antworten? Er hatte jetzt ihrer aller Glück, ihre ganze Zukunft in Händen! Asta zitterte so sehr vor der großen Entscheidung, daß sie den fest verklebten Umschlag kaum öffnen konnte. Endlich zog sie ungeduldig eine Nadel aus ihren blonden Flechten und ritzte das Papier auf, der Brief den sie hervorzog enthielt nur wenige Worte, Seebohm schrieb:

„Mein gnädiges Fräulein!

Zwischen Ihrem Herrn Vater und mir ist ein Abkommen getroffen worden, das von meiner Seite keine Aenderung erfahren wird. Meine einmal gegebene Zusage bindet mich ebenso fest, wie sich der Herr Rittmeister davon gebunden zu halten scheint. Ich muß Ihnen also erklären, daß Ihre diplomatischen Bemühungen, mich hinter dem Rücken des zunächst Beteiligten zu bestechen, als gescheitert anzusehen sind.

Was Ihre mir angedrohte Feindschaft betrifft, so wird mich dieselbe, wie ich glaube, nicht all zu sehr stören, ich bin gewöhnt, ohne Frauengunst auszukommen.

Es empfiehlt sich Ihnen ganz ergebenst

Erdmann Seebohm."

Die verständige Asta ließ sich hinreißen mit dem Fuße aufzustampfen und den Brief in der zusammengeballten Hand zu zerknittern. Dann sank sie schluchzend auf den nächsten Stuhl, sie weinte aber heute keine Thränen, die Größe ihres Verdrusses hinderte sie daran.

Plötzlich sprang sie empor, glättete den Brief auf der Kommode, nahm einen Bleistift und schrieb darunter: „Niemals mache ich Frieden mit diesem Menschen! Asta.“

Dann wurde ihr leichter, sie war mit sich im Klaren, verschloß den Brief in einem Kästchen und überließ sich einem ruhigeren Nachsinnen.

Mit der Hoffnungsseligkeit frischer Jugend hatte sie auf einen glücklichen Erfolg ihres Dazwischenkommens gerechnet und geglaubt, durch Hingabe ihrer sechstausend Mark sich und den Ihrigen das Familiengut zu erhalten. Wenn die Stiefmutter Veränderung und Fortziehen plante, hatte sie im Stillen triumphirt. Nun sollte die Leichtlebige, Genußsüchtige, die ihrem Vater so viel kostete, doch obsiegen? O, es war abscheulich zu denken! Daß sie auch immer dieser Frau dienstbar sein und ihr in allen ihren liebsten Wünschen, ihren vernünftigsten Ueberlegungen nachstehen mußte! Wie unerträglich würde erst ihr Zusammenleben in einer engen Berliner Wohnung werden; nein, sie hielt es nicht aus! Und doch, von ihrem heißgeliebten Vater sich

trennen, ihn ganz jener Frau mit den wechselnden Launen und den unersättlichen Ansprüchen überlassen? Das war ja erst recht unmöglich!

Die Thür nach dem Schlafzimmer, welches Asta mit der Dornée teilte, öffnete sich, und das schlaue Gesicht der kleinen Gouvernannte sah um die Ecke.

„Wo bleibst Du, Kind? Und wie siehst Du denn aus?“ Sie kam erschrocken näher.

Asta nahm den Brief aus dem Schreibkasten, bog rasch ihre darunter gekritzelten Zeilen zurück und hielt ihn der Vertrauten hin.

„Er will also nicht?“ fragte diese, „ich habe es mir wohl gedacht.“ Sie überflog das Blatt. „Er hat im Grunde recht, Asta.“

Das junge Mädchen fuhr zornig auf: „Wie kannst Du das sagen, Lucie! Da ich ihm schrieb, daß der Abschluß des Handels meinen Vater unglücklich machen werde, da er sah, daß er hier der unwillkommene Eindringling ist, da ich ihm vorstellte, welch einen Dienst er uns mit seinem Rücktritt leiste und ihm das Geld bot, trotz allem besteht er auf

seinem Abkommen. O, er muß ein roher, hartnäckiger, unangenehmer Mensch sein!“

„Und wir werden doch ein Vierteljahr mit ihm gut auskommen müssen.“

„Gut? Das finde ich nicht nötig. Wer sich in die Nesseln setzt, mag ihr Brennen fühlen. Und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Brennnessel zu spielen.“

„Einem gebildeten, wohlerzogenen Menschen und zumal einer Dame sind darin sehr bestimmte Grenzen gezogen. Das vergiß niemals, mein Kind, Du würdest Dich sonst in Deinem Wert und Deiner Selbstachtung herabsetzen.“

„Ach Dornée, warum bin ich nicht ein Mann, dann dürfte ich meinen Zorn auslassen!“

„Du würdest auch dann Grenzen anzuerkennen haben und hoffentlich nicht zu den Sansfaçons gehören wollen.“

„Wie soll ich aber Alles was nun geschehen wird ertragen?“

„Kommt Zeit, kommt Rat, Gott hilft einem über manchen schweren Tag hinweg.“

„Papa hatte auch einen Brief von dem Unausstehlichen, schreibt er etwas von mir?“

„Nein, sei ruhig, Asta. Herr Seebohm schreibt nur, daß er, wie der Herr Rittmeister vorgeschlagen, übermorgen in Münden sein werde.“

„Papa hat den Brief vorgelesen? Eberhard hörte also — was sagte er dazu?“

„Du hättest Dich gefreut, der Herr Lieutenant war sehr bestürzt, fast ebenso außer sich über den Verkauf wie Du, und er hatte eine kleine Scene mit der gnädigen Frau, bei der Herr von Bernsbach wie gewöhnlich auszugleichen suchte.“

„Als ob er nicht selbst genug Kummer über den Verlust hätte. O, ich sehe ja wie er leidet!“ rief die Tochter mit tiefer Empfindung.

„Der Herr Rittmeister haben sich das selbst angerichtet und müssen wissen was sie thun. Sie haben sich schon mancherlei im Leben eingebrockt, was sie gefälligst ausessen müssen und was bleischwer im

Magen liegt," es war ein böser, spöttischer Ton in den Worten der alten Dame, den Asta mit Kopfschütteln anhörte.

„Ich glaube, Tante Dornée, Du kannst Papa nicht leiden. Mir unfaßlich, so lieb und gut wie er ist. Weshalb bist Du nur hier, wenn Du sowohl Papa wie Mama nicht ausstehen kannst?"

Herrr von Bernsbach hegt auch keine Vorliebe für mich," erwiderte die Dornée zögernd. „Prüfe einmal, in wie vielen Verbindungen Freundschaft das Zusammenhaltende ist. Gäbe es nicht auch andere Gründe, lebte bald jeder einzeln. Aber desto unbegreiflicher, wenn, was eigentlich zusammengehört, sich trennt."

Als Asta wieder zu den Ihrigen in den Garten kam, um zum Abendbrod zu rufen, das sie im Eßzimmer besorgt hatte, hörte sie wie ihr Vater zu Eberhard sagte:

„Wir können übermorgen früh zusammen zur Station fahren, ich werde, um nach Münden zu kommen, denselben Zug benutzen müssen wie Du zur Heimkehr nach Frankfurt."

Auf dem Wege ins Eßzimmer gesellte Eberhard sich zu Asta. „Was habe ich Ueberraschendes erfahren," flüsterte er mit nachzitternder Erregung, „Lindenthal verkauft! Ein peinlicher Gedanke. Es muß mit Onkels Finanzen schlecht stehen, daß er zu diesem letzten Mittel greift, ihnen aufzuhelfen."

„Er thut es nur Mamas wegen," erwiderte Asta bitter, „um ihr einen Wunsch zu erfüllen, will er Alles opfern was ihn freut. O, wie ich diese Selbstlosigkeit hasse, wie ich es verabscheue, wenn er alle seine kleinen Freuden aufgiebt, sich geradezu schlecht behandelt! Er, den man in Gold fassen müßte, da er doch so gut und edel ist."

Der Lieutenant nickte, auch er stellte Onkel Oskar sehr hoch.

In der folgenden Nacht blieb der Schlaf im Herrenhause zu Lindenthal manchem Auge fern. Der Rittmeister zergrübelte sich, wie er seinem Neffen ohne all zu schmerzliche Einbuße helfen könne. Eberhard glaubte der Ueberzeugung Raum geben zu müssen, daß der Onkel, eben selbst zum Aeußersten schreitend

außer Stande sei ihn zu retten, nnd Asta trug neben der Qual ihrer gescheiterten Hoffnung noch an der Sorge, was es mit Eberhard auf sich haben möge, der ihr während des Abends völlig verändert erschienen war.

Die ungewöhnte seelische Unruhe weckte Asta noch früher als sonst. Es war ein köstlicher Sommermorgen, der Himmel wölbte sich blau und klar über dem Leinethale; das rege Mädchen huschte leise aus dem Bette, um ihre gute, alte Dornée, die noch sanft schlief, nicht zu wecken.

Nachdem sie sich rasch angekleidet und selbst die Hausthür aufgeschlossen hatte, trat sie auf den Hof hinaus. Welche Erquickung lag nach der unruhigen Nacht in der frischen und doch schon warm durchsonnten Luft!

Auf dem einsamen, morgenstillen Hofplatze hatten die Sperlinge das Reich allein. Sie konnten den Tag anfangen, wann sie wollten und trieben sich schon piepend und schreiend umher. Der Hofhahn krähte noch im Stalle, und die Tauben drängten sich

flügelschlagend vor dem Holzgitter ihres Bodengelasses auf dem drüben liegenden kleinen Wohnhause.

Asta ging über den Hof, um die Klappe des Taubenschlages aufzuziehen. Da flatterte gurrend und übereinander hinpurzelnd, das gefiederte Völkchen heraus, verbreitete sich über die Dächer, lugte herab, ob es Futter gebe und flog in Zügen zu Feld, sich das Morgenbrod zu suchen.

Die beiden Mägde schlenderten verschlafen mit ihren Milcheimern über den Hof dem Stalle zu. Hinter diesen trottete Grete, das alte Küchenmädchen, das sich halb als Haushälterin fühlte, sie kam erstaunt auf Asta zu und sagte:

„Aber Frölen, so früh schon zu Gange? Es wird ja wohl immer schlimmer mit das Aufstehen und das Rumarbeiten?“

„Sei nur ruhig, Grete, ich will Dir nichts vorweg thun,“ lächelte Asta, die der Alten ehrgeizigen Diensteifer kannte. Hektor sprang aus dem geöffneten Stall, dehnte sich und lief auf seine junge Herrin zu, sich mit lebhaftem Schweifwedeln an ihre Seite

schmiegend. Sie liebkoste den Hund und ging von ihm begleitet ins Haus zurück, sich ihren großen Strohhut, Korb und Messer zum Spargelstechen zu holen.

Gleich darauf war sie im Garten. Wie herrlich erschien er ihr heute! Sie empfand die sonnige Schönheit des Morgens, den Reiz der tauschimmernden Blütenbüsche, das fröhliche Zwitschern und Singen der Vögel viel deutlicher, seit sie wußte, daß dies alles, was sie hier so sehr entzückte, bald verloren sein werde. Aber wenig geneigt, schwächlichen Anwandlungen nachzugeben, ging sie eilig an ihre Arbeit, die langen Spargelfelder brauchten ihre Zeit. Mit scharfem Auge und geschäftigen Fingern holte sie einen weißen Spargel nach dem andern aus dem dunkelen, noch vom Nachttau duftenden Boden, sie gönnte sich keine Zeit zur Umschau und erschrak fast, als sie nahe Schritte und zugleich ein „Gutenmorgen,“ hörte.

„Ah, Du bist's, Eberhard.“

„Ich konnte nicht recht schlafen und war früh wach. Soll ich Dir helfen, ich sehe, Du hast da ein zweites Messer.“

„Wenn Du Lust hast, es ist bald gethan; aber dann kommt noch das Kirschenpflücken an die Reihe.“

„Das ist ohnehin kein Geschäft für Dich, ich werde Dir das abnehmen, um so eher bist Du fertig.“

Sie nickte ihm verständnißvoll zu. Er wollte sie frei sehen, um endlich offen mit ihr zu sprechen. Und wie brannte sie darauf zu hören, was ihn so sehr bedrückte! Er sah heute Morgen, nach der sorgenvoll verwachten Nacht, fast noch trauriger aus, als gestern. Seine blaue Dragoneruniform mit den pfirsichblütfarbenen Aufschlägen trug er heute nicht, er hatte sich einen schwarzen Hausrock des Onkels geborgt, der bis unter die Halsbinde zugeknöpft war uud kam Asta so alt und würdig vor, wie sie ihn nie gesehen. Um so mehr regte sich ein heißes Mitleid in ihrem Herzen. Sie arbeiteten schweigsam einander gegenüber, aber das behende Mädchen nahm oftmals seine Hälfte des Spargelfeldes mit wahr.

„Wie flink Du bist, wie Dir Alles was Du angreifst von der Hand geht,“ sagte er bewundernd.

„Ich muß wohl,“ lächelte sie unter ihrem großen Hut zu ihm auf. „Bei uns giebt's viel zu thun. So, nun will ich die Spargel hineintragen, daß Grete sie wäscht und auswiegt. Wir wollen uns die Hände drüben in der Regentonne spülen und dann zu den Maikirschen gehen.“

Als sie aus dem Hause zurückkam, saß er schon oben in den Zweigen, reichte wohin sie nicht gekonnt und pflückte so rasch, daß sie bald auch damit fertig waren. Als Asta die Kirschen abgeliefert hatte, sagte sie: „nun komm Eberhard, thue mir Dein Herz auf, Dich drückt etwas schwer, ich sah es Dir gestern auf den ersten Blick an, aber wir waren ja nie allein und so mußtest Du wohl bis heute schweigen.“

„Ich kam so früh herunter, um Dich zu treffen, Du weißt wohl, liebe Asta, daß ich immer gern Deinen Rat höre.“

Sie wandten sich der Lindenallee zu, die hinter dem Rondel beginnend, den großen Gutspark an der

einen Seite von den Feldern und Gärten der kleinen Häuser an der Dorfstraße abgrenzte. Hier schritten sie auf und ab und nun offenbarte er der erschrocken Aufhorchenden, wie er verstrickt worden und in welcher Klemme er sich befinde. Dann schilderte er ihr die schmerzliche Täuschung, die er erdulde, sein „Veilchen" sich als eine Helferin des Schurken denken zu müssen, und daß er sich zermartere auszusinnen, wie sie, das Bild reinster Unschuld, doch vielleicht durch ein Verhängniß, eine Verkettung, ohne Schuld in den Betrug verwickelt sei.

Asta war allem was er sagte mit großer Theilnahme gefolgt, hatte seine und ihres Vaters Lage still für sich erwogen und ebensowenig Licht gesehen wie der Rittmeister selbst. Jedoch auch sie fühlte lebhaft, daß man Eberhard helfen müsse. Sein Verschulden war so begreiflich und geringfügig, jeder junge Mann wäre in diese Falle gegangen, er durfte nicht darin umkommen, und umkommen hieß es für ihn, wenn er die Summe nicht ersetzen konnte und deshalb den Dienst verlassen mußte. Was sollte dann

aus ihm werden? Aus ihm, der ja mit allen seinen Neigungen und Anlagen im Militärstande wurzelte. Ein Unglücklicher, ein Verlorener, und dazu war ihr lieber Vetter doch zu gut. Aber sie, sie konnte ihn ja retten! Welch ein Glück, daß die Summe ihre Mittel nicht überstieg! zwanzigtausend Franken mochten sechszehntausend Mark sein, dann behielt sie immer noch vierzehntausend Mark, ein Kapital, dessen Zinsen ihr als Taschengeld genügten.

Asta hatte dies alles im Geiste überschlagen, während sie einzelne zerstreute Worte in seine Schilderungen und Klagen warf, jetzt war sie zum Entschluß gelangt und sprach denselben aus. Ihre schlanke Gestalt richtete sich höher, ihr Auge strahlte ihn freudig an: „ich kann Dir helfen, Eberhard, und ich will's!"

„Du?" er blieb stehen und blickte zweifelnd auf sie.

„Ja, Du weißt, ich ward im vorigen Jahre majorenn und verfüge über mein mütterliches Erbe. Wenn ich Dir auch das Geld abgebe, behalte ich immer noch genug für mich, Du kannst es getrost annehmen."

„Asta, das wolltest Du für mich thun? Du Gute — Du Großmütige! Er schlang seinen Arm um sie, zog sie stürmisch an sich, sie blickte froh lächelnd zu ihm auf, er küßte sie in aufwallender Freude einmal, mehrere Male auf die Lippen.

So lange sie Kind gewesen, hatte sie den ankommenden und abreisenden Vetter immer mit einem Kuß begrüßt, seit ihrer Komfirmation war es aber ein Händedruck geworden, und nun erschraken sie plötzlich Beide, als sie sich so leidenschaftlich umschlungen hielten. Waren auch diese Liebesbeweise anderen Ursprungs und nicht auf dem glühenden Boden der Leidenschaft für einander gewachsen, sie erschienen und empfanden sich doch so und verwirrt, ja fast beschämt, traten sie auseinander. Ihnen war, als habe ihr geschwisterliches Verhältniß eben eine Aenderung erfahren.

Ohne Nachdenken hatte er ein freimütig gebotenes Opfer von ihr angenommen. Was ihr gehörte, sollte sein werden, er wurde ihr dadurch nicht allein verpflichtet, sondern so eng verbunden, wie er

es bei aller Freundschaft nie zuvor gewesen. Er konnte ihr nur mit seinem ganzen Sein, seinem Leben danken. Aus der lichtlosen Nacht, in der er seit einigen Tagen geseufzt, führte sie ihn wieder in den vollen Sonnenglanz, in welchen ihn bisher das Dasein getaucht erschienen; o, seine Dankbarkeit war unermeßlich! Er hätte sie noch einmal an sich ziehen und ihr liebes Gesicht mit Küssen bedecken mögen, aber er wagte es nicht, er hatte die Unbefangenheit dazu verloren. Und wie köstlich es gewesen war, das frische Mädchen in den Armen zu halten, ein Augenblick des Glücks, wie er noch keinen genossen!

Asta hatte sich zuerst mit ihrer ganzen natürlichen Wärme und aller der Freude die sie empfand, ihm helfen zu können, an seine Brust geworfen. Aber dann war auch sie inne geworden, daß ihre beiderseitige, zärtliche Wallung einen fremden Schein an sich trage und verwirrter noch als er, stand sie nun glühend übergossen und gesenkten Blicks in der Lindenallee an seiner Seite.

„Onkel wird sehr froh sein“ — stammelte Eber-

hard. „Ich sah es, er hätte mir gern geholfen, wußte aber nicht wie. Du bist unsere Retterin!" Er nahm ihre Hand und drückte einen scheuen Kuß darauf.

„Laß uns ins Haus gehen," sagte sie, ohne ihn anzusehen, „es wird Zeit zum Frühstück, Du bist gewiß ganz ausgehungert — die paar Kirschen —"

„O, ich habe noch nicht an Essen und Trinken gedacht!"

„Komm nur —" und sie schritt ihm nach dem Hause voraus.

Der Rittmeister trat ihnen im Eßzimmer gelblich blaß und sorgenvoll entgegen, die Unruhe hatte auch ihn früher aus dem Bette getrieben. Eine Mißempfindung beschlich ihn, als er in die strahlend frohen Gesichter der beiden jungen Leute blickte; wie war es nur möglich, daß Eberhard seine Lage vergessen, daß Asta, der er doch sicher gebeichtet, die Sache leicht nehmen konnte?

Mademoiselle Dornée, die Knaben und Fränzchen kamen jetzt rasch nach einander ins Zimmer, so blieb

den drei Andern nichts übrig als sich vorerst zu beherrschen und an dem allgemeinen Frühstück teil zu nehmen.

Nachher zog Asta ihren Vater in seine Schreibstube, und Eberhard folgte. Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, erzählte sie mit glühenden Wangen, welchen Entschluß sie gefaßt habe.

Der Rittmeister hörte seine Tochter anscheinend ruhig an, während doch eine Menge bitterer Empfindungen in ihm stürmten. Asta war ja zu dieser Handlungsweise berechtigt, aber er und seine Lage litten doch in erster Linie darunter. Die Freigebige mußte recht gut wissen, wie nötig die Zinsen jener hinauszuwerfenden sechszehntausend Mark im Haushalt gewesen waren, aber sie schien es in ihrer Freude, dem lieben Vetter helfen zu können, vergessen zu haben. Und was war das, die Beiden geberdeten sich ja wie Liebesleute. Dies wäre, nach dem Verlust des Vermögens, noch ein schweres Unglück.

„Bist Du denn nicht froh, Papa, daß unser Eberhard —“ Asta legte aufleuchtendes Blicks ihre

Hand auf des Vetters Arm, „aus der furchtbaren Sorge herauskommt?“

„Ja ja, mag's sein,“ erwiderte der Vater gepreßt.

„O, Onkel, unsere Asta ist ein Engel!“ rief Eberhard begeistert und schlang den Arm um des Mädchens Schultern.

Nach kurzem Sinnen begann jetzt der Rittmeister ernst: „Hast Du denn nie daran gedacht, lieber Freund, daß man doch dem abenteuerlichen Marquis, der Dir jenen infamen Streich spielte, verfolgen, ergreifen und seines Raubes sich wieder bemächtigen könne? Auf den Fall wärst Du sowohl wie auch der Postsekretär aus aller Not.“

„Ja, sollte die richtige alte Valerie de Rambert keinen Argwohn hegen?“ fragte Asta aufblitzenden Auges. „Sie muß doch wissen, wer Kunde von ihrer Sendung hatte. Vielleicht ein treuloser Kammerdiener?“

„Ein Kammerdiener war der Marquis nicht!“ rief Eberhard.

Der Onkel schüttelte den Kopf: „noch immer Vorliebe und Vertrauen?“

„Du solltest in Frankfurt zu der Eigentümerin des geraubten Geldes gehen, Eberhard,“ fuhr Asta eifrig fort, „Du kannst ihr eine genaue Personalbeschreibung geben und so ihr beistehen, die Betrüger zu entdecken. Wenn das Päckchen noch mehr enthielt, als sie angegeben hat, ist sie ja sehr dabei interessirt, auf die rechte Spur zu kommen?

„Du wirst ohnehin über die Beiden aussagen müssen und ohne Bekanntschaft mit dem Staatsanwalt wohl nicht davon kommen,“ meinte der Onkel.

Eberhard fand Asta's Vorschlag, die geschädigte alte Dame aus freien Stücken aufzusuchen, vortrefflich. Heimlich hoffte er hier einen Anhaltspunkt für die Person ihrer reizenden Doppelgängerin zu erhalten, eine Auskunft, nach welcher ihn noch immer trotz des angeregten Mißtrauens verlangte. Er sagte sich ja, daß die Wahrscheinlichkeit etwas zu erfahren, nicht groß sei, aber Asta's Einfall hatte doch ge-

zündet und einen weiten Fernblick für allerlei Möglichkeiten eröffnet.

Der Gedanke, ohne das Geldopfer davon zu kommen, war für die beiden Männer sehr tröstlich und wurde des Weiteren erörtert.

Asta mußte in den Haushalt, der Rittmeister ging hinauf zu seiner Frau und Eberhard trat wieder ins Eßzimmer.

Hier saß Fränzchen am Klavier, klimperte und sang wie ihr der Schnabel gewachsen war. Sie hatte ein weiches Stimmchen und der Lieutenant, dem Bergeslasten von der Seele gewälzt waren, der schon zu sehen glaubte, wie sich alles lichtete und klärte, trat ebenso leichtherzig und vergnügt wie sonst an ihren Stuhl. Er zupfte sie an ihrem lockigen, braunen Haar und sagte:

„Na Kleines, nimm Dich mal zusammen und singe mich hübsch an.“

Sie schaute mit blitzenden Augen zu ihm auf und sang:

„Ach wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st Du mir sein,
Wie wollt ich tief im Herzen,
Nur hegen Dich allein!“

Sie hatte das mit vieler Schelmerei vorgetragen, was ihn sehr ergötzte. Er war gerade dazu aufgelegt, sich mit dem fröhlichen Kinde zu necken, gaukelte er doch hier, gleich dem Schmetterlinge über einem Blumenkelche, in seinem eigentlichen Elemente.

„Ich traue Dir nicht, Fränzel mich allein hegst Du doch nicht, Du bist ein Tausendsasa, ich habe die Vögel im Garten von dem Kandidaten Brunken drüben auf dem Lindenstein pfeifen hören. Er soll ja eitel Süßigkeit sein und die goldene Brille alle fünf Minuten putzen, wenn er Dir in der Literaturstunde gegenüber sitzt, damit er Dich ja ordentlich sehen kann.“

„Den ich garnicht mag,
Hab' ich alle Tag —“

quinkelirte sie, mit einem Finger die Melodie heraustippend und Eberhard anlachend.

„Ach so, offenes Bekenntniß einer schönen Seele, aber da ist der kleine dicke Verwalter Gerts mit den

runden erstaunten Augen, ich denke er rollt sie fürchterlich, wenn er in Deine Nähe kommt,"

„Lang, lang ist's her —"

intonirte sie schwermütig mit drolligem Ernst und zur Decke gewandtem Blick.

„Ah, so steht's, einst hast Du also doch für ihn geschwärmt, na ich weiß auch, daß Du Neujahr ganz entzückt warst, als er mit gelben Handschuhen angegethan gratuliren kam."

„Ja und nachher, als Volkmanns den Ball gaben, haben wir viel mit einander getanzt," sie fegte mit ein paar Takten rauschenden Galopps über die Tasten."

„Und nun ist's aus? Was hat er Dir gethan?"

Sie spielte:

„Als der Großvater die Großmutter nahm"

und sagte mit Achselzucken, „ich bin zur Einsicht gekommen, er ist zu alt für mich."

„Aha, ich erinnere mich!" rief er auflachend, „Ostern sind die Studenten, die beiden Pastorensöhne an die Reihe gekommen."

Sie sah ihn so ernsthaft an, wie sie es mit ihrem schelmischen Gesichtchen nur konnte: „Du, Eberhard, die sind aber auch wirklich himmlisch, so flott, so romantisch, ich weiß nur nicht, welcher der Netteste ist.“

„Und Du Kobold willst mir einreden, ich wär's allein!“

„Aber die Pastorenjungen sind ja nicht hier,“ sagte sie kleinlaut.

„Hast recht, Kind, es lebe die fröhliche Gegenwart.“

Worauf sie das Lied hinausschmetterte:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O Du schöne Welt, wie bist Du so weit!
Und so weit ist mein Herz und so hell wie der Tag
Wie die Lüfte durchjubelt von Lerchenschlag.

Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait,
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen,
So laßt uns denn jubeln und kosen!“

Fünftes Kapitel.

Nachdem Eberhard von Bernsbach sich wieder in Frankfurt gemeldet und seinen dienstlichen Verpflichtungen genügt hatte, beeilte er sich den Postsekretär, Herrn Franz Schuster, aufzusuchen, um ihm seine Bereitschaft zu erklären, für die ganze fehlende Summe einzutreten.

Der niedergedrückte Mann, welcher seit der großen Entdeckung und Meldung an die Oberpostdirektion noch nichts wieder von der Sache gehört hatte, atmete tief auf unter der Entlastung, die der junge Offizier ihm brachte. Mit seinen beiden Händen ergriff er Bernsbachs Rechte und wußte kaum Worte zu finden, ihm für seine Großmut zu danken.

„Es ist herrlich von Ihnen — ein Edelsinn, wie man ihn selten findet! Ich weiß recht gut, daß ich allein meiner Behörde verantwortlich bin. Heiße Gebete für Ihr Wohl von einer Familie, welche sie vor dem Verderben bewahrten, werden Ihnen durchs Leben folgen!“

Gerührt über sich selbst verließ Eberhard den Getrösteten. Der leichtherzige Lieutenant hatte in diesem erhobenen Gefühl sowohl den Einfluß vergessen, welchen sein Oberst ausgeübt, wie auch das Opfer seiner trefflichen Cousine Asta, an die er doch jetzt so oft und gern dachte. Er war, wie es ihm geziemte, der Retter und Wohlthäter, das verstand sich ja von selbst.

Auf eingezogene Erkundigungen hatte er erfahren, daß die alte Mademoiselle de Rambert mit Dienerschaft auch im Hotel de Russie wohne. Sie sollte eine ziemlich auffällige Persönlichkeit sein, die großen Aufwand trieb und offenbar sehr reich war.

Täglich fuhr sie in dem eleganten Hotelwagen, starrend von Sammet, Seide und Schmuck im Fond

lehnend, mit einem geputzten Zöfchen ihr gegenüber, während ein würdiger Kammerdiener neben dem Kutscher saß, durch die Hauptstraßen der Stadt und auf den belebtesten Promenaden spazieren. Sie besuchte die Läden, das Theater und wählte bei jeder Gelegenheit das Teuerste, was aber sogleich baar bezahlt wurde. Auch das Bankhaus Joseph Rosenstern sagte im weitesten Maße für sie gut. Es hieß, sie suche hier oder in Wiesbaden eine Villa zu erwerben und wolle ihrem Vaterlande dauernd fern bleiben. Jede Annährung wurde von der gesprächigen, alten Dame wohlwollend entgegen genommen; an der Table d'hote plauderte sie graziös mit denen die ihr gefielen, und sobald ihre Wohlthätigkeit beansprucht wurde, zeigte sie sich äußerst freigebig. Man wußte auch aus guter Quelle, daß sie einer begüterten, vornehmen Familie der Bretagne angehöre.

Dies Alles, was Eberhard teilweise von seinem Freunde Sylow, der in seinem Interesse Erkundigungen eingezogen, anderseits vom Portier des Gasthofs in Erfahrung gebracht, ermutigte ihn, die Bekanntschaft

der Dame zu suchen, die ihn, allem Anscheine nach, artig empfangen würde.

Es war Nachmittag geworden, als Eberhard von Bernsbach sich bei Mademoiselle Valerie de Rambert melden ließ. Doch konnte dies nicht ohne weitere Förmlichkeit geschehen. Der Kellner, welcher des Lieutenants Karte trug, klopfte an ein Hinterzimmer, aus welchem der alte Kammerdiener des Fräuleins hervortrat. Dieser grüßte den jungen Offizier steif, langte zurück nach einem silbernen Tellerchen, legte die Karte darauf und begab sich in den als Numero 1 bezeichneten Salon, den Eberhard seit jenem unvergeßlichen Frühstück mit seinem „Veilchen“ nur zu gut kannte. Es fiel ihm auf, daß der französische Kammerdiener nicht angeklopft hatte, der Kellner beantwortete seinen fragenden Blick:

„Die Dame benutzt Numero 1 nur als Vorzimmer, sie hat noch den roten Salon als Wohnzimmer, wo sie, wie es in Frankreich Mode ist, auch schläft und Numero 3 für die Jungfer.“

Der Kammerdiener kam zurück, murmelte, Made-

moiselle sei bereit Monsieur de Bernsbach zu empfangen und führte den Gast durch das leere Balkonzimmer in das Wohngemach der alten Dame. In diesem Zimmer befand sich nur ein kleiner weißer Schoßhund, der sich nicht von seinem Atlaskissen erhob, aber mit glänzenden, schwarzen Augen den Ankömmling anstarrte und ein paarmal aufkläffte.

Der Kammerdiener sagte, Mademoiselle werde sogleich erscheinen und entfernte sich lautlos. Eberhard war nahe der Thür stehen geblieben und fand nun Zeit sich umzusehen. Ein starker Wohlgeruch war ihm sogleich bei seinem Eintreten aufgefallen. Das Zimmer war so sehr verdunkelt, wie es bei dem draußen flutenden Sonnenlicht nur möglich schien. Die roten Damastvorhänge stießen fast zusammen und die gelblichen Spitzen, welche darunter hervorquollen, bedeckten den Lichtstreifen in der Mitte. Ein pomphaft mit rotem Damasthimmel und Spitzendecke verziertes großes Bett nahm die eine Wand ein, im Uebrigen war das weite Gemach mit so vielen Causeusen, Fauteuils, vergoldeten Stühlchen, Etageren,

Blumenständern, Säulen und Tischen, mit Vasen und kostbaren Kleinigkeiten angefüllt, daß man schwer hindurch finden konnte.

Bevor Eberhard recht begriffen hatte, wo man sitzen werde, so willkürlich schien ihm Alles durcheinandergeschoben, öffnete sich die drüben befindliche Portiere und ließ eine kleine, zierliche Frauengestalt herein. Die Dame trug wohlfrisirtes weißes Haar, in dem ein goldener Kamm funkelte. Das Gesicht war alt, aber so stark gepudert und durch Nachhülfe verjüngt, daß man sich bei dem rosigen Dämmerlichte schwer ein Urteil über ihr eigentliches Aussehen bilden konnte. Sie war in kornblumenblauen Atlas gekleidet, eine Schleppe schlängelte sich auf dem geblümten Teppich leise nach, Spitzen und Schmuck waren in verwirrender Menge über die kleine sacht herangleitende Gestalt verteilt.

Eberhard verneigte sich tief, er fühlte, diese Frau halte sein Geschick in der Hand. Die alte Dame bezeichnete mittels einer runden Armbewegung mit dem Spitzenfächer, den sie in der rechten trug, ihrem

Gast einen Sessel und bat ihn in sehr weich ausgesprochenem Französisch, Platz zu nehmen.

Sie begann dann sogleich, indem sie sich geziert zur Seite lehnte, den Fächer spielen ließ und mit ihren dunklen von Fältchen umlagerten Augen kokett blinzelte, ihm zu sagen, daß sie durchaus keine Menschenfeindin sei und gern in dem fremden Lande, welches sie sich vorläufig zum Aufenthalt gewählt habe, einige interessante Beziehungen gewinnen werde.

Der junge Offizier fühlte sich angenehm berührt, daß ihm die Anknüpfung so leicht gemacht wurde und beschloß vorläufig auf dem Gebiet des Höflichkeitsaustausches, das Mademoiselle de Rambert mit Geschick zu beherrschen schien, zu verharren. Er antwortete ihr so gewandt er es vermochte, daß er sich glücklich schätze, von ihr gütig aufgenommen zu sein, und daß er die Größe ihrer Gesinnung bewundere, die ihr gestatte jetzt nach Deutschland zu übersiedeln.

„O, Monsieur, ich bin keine Bonapartistin und halte die Politik überhaupt für eine zu starke Leidenschaft, als daß sie in einem zarten Frauengemüte

Raum finden dürfte. Welch eine böse Zeit, in der alles Interesse in Politik aufgeht! In der selbst die Frauen, wie in den Tagen der großen Revolution — entsetzlichen Andenkens — Brand und Mord nicht scheuen.“ Sie neigte das weiße Köpfchen wie eine geknickte Blume, breitete die Spitzen des Fächers über ihre Augen, als wolle sie Thränen verbergen und begann dann sich stürmisch und abwehrend zu fächeln.

Die alte Aristokratin interessirte Eberhard, er gab ihr die Versicherung, daß auch er eine Petroleuse und Barrikadenheldin, diese Gegensätze edler Weiblichkeit abscheulich finde.

„Wir Schwachen,“ fuhr sie leise fort, und sah ihn dann und wann wohlgefällig durch ihr goldenes Lorgnon an, „wir aus delikatem, fragilem Stoff Gewobenen, wir, die bei Gesetzgebung, bei Krieg und Frieden nicht mitzureden haben, wir, die den Schmuck des Lebens bilden und das Leben uns zum Genuß gestalten sollen, wir dürfen ausweichen, wo die Spuren des Schreckens uns abstoßen, wo die gute

Gesellschaft kaum noch existirt, wo man von Nichts hört, als von Krieg, Politik, Revanche. Wir Libellen und Schmetterlinge suchen duftende Blüten und fliehen düstere Giftpflanzen."

So plauderte sie mit stets wechselnder Betonung und in den verschiedensten anmutigen, allerdings etwas gesuchten Stellungen. Vergebens hatte er getrachtet, sie zu unterbrechen und auf die eigentliche Ursache seines Besuchs zu kommen, sie glitt so geschickt von einem Gegenstande zum andern, stellte ihre Fragen so genau, fiel, nachdem er geantwortet, ihm gleich wieder ins Wort, daß er geradezu unhöflich hätte vorgehen müssen, was er dieser feinen Frau gegenüber am wenigsten konnte, wenn er der Geschäftssache, die ihn hergeführt, hätte gedenken wollen.

Sie sagte ihm, daß sie die frische Jugend liebe, daß sie sich freue, einen so charmanten Offizier kennen zu lernen und bat ihn, sie öfter zu einer kleinen Causerie aufzusuchen. Dabei erhob sie sich — unten ertönte eben die Glocke zum Diner — und entließ ihn wie eine Fürstin, die Audienz gegeben. Er

küßte ihre weiße, runzelige Hand, die sie ihm zu diesem Zwecke reichte, und befand sich auf der teppichbelegten Gasthofstreppe, bevor er sich klar geworden, wie er eigentlich so schnell dahin gekommen sei. Immerhin war er gut aufgenommen worden und konnte das heute Versäumte bei nächster Gelegenheit nachholen.

Der alten Französin war die Artigkeit seines Besuchs offenbar als etwas ganz Natürliches erschienen. Sie hatte vielleicht ein derartiges Entgegenkommen öfter erfahren, oder fand es doch angemessen. Nicht ein Blick enthielt die Frage nach der Ursache seines Kommens. Dies harmlose Plaudern, die Freude an den Nichtigkeiten, die selbstverständliche Mühe, die sie sich gegeben zu gefallen, alles dies hatte Eberhard über den eigentlichen und ernsten Zweck seines Besuchs hinweggetäuscht.

Leichtigkeit der Form, heiteres Genießen der Stunde, war ja auch sein Lebenselement, so fühlte er sich mehr angezogen, als es sonst die Jugend von der Berührung mit dem Alter zu sein pflegt. Alt

war bei der Dame ja auch nur ihre Erscheinung; ihr Wesen, ihre Bewegungen, ihr anmutiges Plaudern, ihre der Tagesmode abgelauschte Kleidung und Umgebung atmeten Jugend.

Das Gefallen schien ein gegenseitiges gewesen zu sein, denn wenige Tage später erhielt Eberhard eine gedruckte Einladungskarte zum Diner bei Mademoiselle Valerie de Rambert auf sechs Uhr Abends im Hotel.

Die Bekanntschaft reizte den jungen Offizier, er war neugierig, wen er da treffen, wie die alte Dame sich bei einer solchen Gelegenheit benehmen, ob er nicht etwas auf die für ihn so wichtige Sache Bezügliches erfahren werde, und nahm mit Dank die Einladung an.

Als er sich zur bestimmten Zeit im Hotel de Russie einfand, wurde er von dem festlich gekleideten Kammerdiener Mademoiselles in den Salon geführt, der mit Silber, Kristall und Blumen geschmückte Eßtisch stand in der Mitte und war mit fünf Couverts belegt, zwei Herren unterhielten sich in der

offenen Balkonthür. Der Lieutenant erkannte den Bankier Joseph Rosenstern, an welchen die Dame empfohlen war und einen berühmten Baumeister, der eben für ein kostbares Unternehmen Aktien an reiche Leute unterzubringen suchte; er aß an der Gasttafel des Hotels, wo er vermutlich die Bekanntschaft der Französin gemacht hatte. Die Herren begrüßten sich, gleich darauf wurde ein französischer Geistlicher eingeführt, der auch an dem Tische im Hotel de Russie teilnahm.

Nun eilte der Kammerdiener an die Thür des roten Salons, öffnete sie und meldete mit feierlicher Stimme, daß servirt sei. Zugleich erschienen vom Flur her zwei Kellner mit Suppe und Madeira und stellten sich in der Nähe des in einer Ecke hergerichteten Büffets auf. Der Kammerdiener verharrte in unterwürfiger Haltung an seinem Platze, und Mademoiselle Valerie de Rambert rauschte herein.

Die kleine Dame sah prächtig aus, sie war nach der neuesten Pariser Mode in goldfarbenen Damast und schwarze Spitzen gekleidet, in dem weißen Haar

funkelten Topasen, alles an ihr war von ausgesuchter Feinheit. Sie trat wie eine Fürstin zu den vier Herren, die ihr eifrig entgegenkamen, heran, sagte Jedem ein paar artige Worte und lud sodann mit der bekannten runden Bewegung des Fächers zum Diner ein. Sie nahm ihren Platz am Tische da, wo ein Bouquet gelber Rosen lag, winkte den Bankier zu ihrer Rechten, den Lieutenant zu ihrer Linken und bat die beiden andern Herrn sich zu setzen, der Kammerdiener trat hinter den Stuhl seiner Dame, und die Kellner reichten die Suppe.

Eberhard sah heute bei der helleren Beleuchtung noch besser als neulich, wie alt und zerknittert dies Gesicht war, er mußte seiner Nachbarin gut siebenzig Jahre geben.

Inzwischen begann Mademoiselle de Rambert mit ihrer bekannten Grazie und Leichtigkeit zu plaudern. Sie kannte eines Jeden Interessen und wußte dieselben zur Geltung zu bringen. Sie fragte Eberhard, ob er sich bei dem nächsten Rennen in Karlsruhe beteiligen werde, welches Pferd er reite,

wo und wann er einen Preis davongetragen? Der Bankier mußte von seinen Treibhäusern erzählen, ob die Orchideen, die sie ihm verschrieben, angekommen seien. Der Baumeister fand Gelegenheit von seinem Unternehmen zu sprechen, und der Abbé berichtete von einem Krankenhause, in dem er Landsleute aufsuche. Als er die Leiden der Leute schildern wollte, unterbrach Mademoiselle mit einer Bitte, diesen Rheinwein zum Lachs nicht zu verschmähen, später werde man Sorge tragen, auch den Kranken eine Erquickung zu Teil werden zu lassen.

Sobald sich das Gespräch auf ernste oder unangenehme Dinge zu richten drohte, wußte die graziöse Alte geschickt abzulenken, so daß scheinbar ganz von selbst nie die Bahn einer leichten, heiteren Tischunterhaltung verlassen wurde. Kein Wort von Politik, nichts von Meinungsverschiedenheiten, nie die Schilderung von etwas Traurigem oder Schrecklichem durfte den heiteren Frieden dieser Tafelrunde stören. Dazu waren Speisen und Getränke vorzüglich, auch folgten

die Gänge einander nicht zu rasch, so daß immer Raum zur Unterhaltung blieb.

Der Abbé fing an, kleine harmlose Anekdoten zu erzählen, man lachte, und die huldvolle Wirtin schien vollständig befriedigt. Noch bei Tisch wurde Mocca in zierlichen Täßchen gereicht, dann hob Mademoiselle die Tafel auf, man wechselte mit der Dame eine Verneigung, sie sprach die Hoffnung aus, die Herren bald einmal wieder zu sehen und zog sich in ihre Gemächer zurück, worauf auch die Gäste davongingen.

Der Baumeister und der Abbé traten in das Rauchzimmer des Hotels, Eberhard schloß sich jedoch dem Bankier an, er brannte darauf, vielleicht noch etwas Näheres über die Rambert zu hören, und wer wäre geeigneter gewesen ihm Auskunft zu geben, als Herr Joseph Rosenstern, der sie ja in Frankfurt eingeführt hatte. Der Lieutenant heuchelte ein besonderes Interesse für Orchideen, und der stolze Besitzer der seltensten Arten, lud geschmeichelt von des Andern gleicher Vorliebe, den jungen Offizier ein, ihn nach seiner Villa hinaus zu begleiten.

Eberhard nahm erfreut an, und so schlenderten sie miteinander durch die Anlagen dahin. Ganz von selbst wandte sich das Gespräch auf die Gastfreiheit, die liebenswürdige Feinheit der Dame, welche man eben verlassen.

Nun wagte der Lieutenant auf den Verlust hinzudeuten, welchen sie durch einen Betrüger, der sich ihren Namen angemaßt, erlitten.

„Ich weiß, Herr von Bernsbach, daß Sie in peinlicher Weise an diesem Vorfalle beteiligt waren," sagte der Bankier bedauernd. „Auch Mademoiselle de Rambert weiß, daß Sie nicht ganz unschuldig an diesem ihr zugefügten schweren Verluste sind, Sie sehen aber, und ich kann Ihnen auch obenein die Versicherung geben, daß unsere edeldenkende Freundin Ihnen die absichtslose Kränkung durchaus nicht nachträgt."

„Ich würde ihr sehr gern mein lebhaftes Bedauern über meinen Irrtum aussprechen, aber ich bin bisher noch nicht dazu gekommen. Fast glaube ich, daß Mademoiselle de Rambert nichts davon

hören wollte und in ihrer großen geselligen Gewandtheit mich, ohne daß ich zu sagen wüßte wie, am Aussprechen hinderte."

„Höchst wahrscheinlich verhält es sich so; Sie haben gewiß auch schon wahrgenommen, daß die Dame jegliche unangenehme Berührung vermeidet. Vielleicht hat sie schon viel Arges und Schweres erfahren und möchte nun um jeden Preis etwas Sonnenschein für ihren Lebensabend festhalten."

„Und hat man keine Ahnung, wer der Schurke war, der sich dieses abgefeimten Diebstahls schuldig machte? Ist die Polizei ihm nicht auf den Fersen?"

Herr Rosenstern zog mit einer vieldeutigen Miene die Achseln in die Höhe. „Mademoiselle de Rambert weiß ganz genau, wer es war. Sein Name ist nicht angemaßt. Der Marquis Alphonse de Rambert ist der Neffe und einzige lebende Verwandte von Mademoiselle."

„Empörend, von einem Verwandten, einem hochstehenden Manne, so schmählich angeführt zu werden!"

„Auch hier läßt sich einiges mildern, das Kapital,

etwa viermal so viel als angegeben worden, welches sich in jenem Päckchen befand, war das Streitobjekt eines Erbschaftsprozesses, der zwischen Tante und Neffe schwebt. Die Zinsen gehören dem, der sich im Besitz befindet. Der Dame wurden die Papiere eingehändigt, und der Marquis bestritt ihr Recht. Sie glaubte sich vor seinen Nachstellungen in Paris nicht sicher, die französischen Zustände, die Republik, hatten ihr längst nicht mehr gefallen, so schickte sie die gefährdeten Wertpapiere unter ihrer eigenen Adresse nach Frankfurt voraus und konnte, als Alphons wieder in sie drang, ihm entgegentreten: ich habe das Kapital nicht mehr in Händen! Dies geschah, er muß sich dann über den Verbleib Auskunft verschafft haben und das Uebrige wissen Sie."

„Dies ist ja ein gewaltthätiger Mensch, eine gefährliche Persönlichkeit, vor dem ärgsten Eingriff nicht zurückschreckend. Und wird er nicht steckbrieflich verfolgt? Er muß doch den Raub wieder herausgeben?"

„Derartig gegen den nahen Verwandten vorzugehen, verschmäht die alte Dame.“

Eberhard fühlte sich verwirrt von der unerhörten Neuigkeit. Er sagte sich, wenn man den Schuldigen kenne, müsse man doch des Geldes wieder habhaft werden können. Wie brauchte er ein Kapital zu zahlen, das die Geschädigte mit Hülfe der Gesetze wieder erlangen konnte? Die Hoffnung, daß sich noch alles für ihn günstig lösen werde, dämmerte ihm auf; welche Erleichterung würde es sein, Astas Großmut ablehnen zu können!

Herr Rosenstern fuhr mittlerweile fort: „Der Marquis ist ein Roué schlimmster Art. Er ist der Sohn ihres Bruders und war ursprünglich ebenso reich wie sie, ist aber bei ausschweifendem Lebenswandel bald mit seinem großen Vermögen fertig geworden. Dann hat die Tante ihn längere Zeit unterstützt; darauf ist von einem Onkel ihres Vaters dies Kapital an sie gefallen, das er ihr bestreitet, da es die Verkaufssumme für ein Gütchen ist, welches, wie er behauptet, nur im Mannesstamme erben

könne. Natürlich ist sie jetzt mit dem feindlich gesinnten Menschen fertig, will nichts von ihm hören und wird ihren Reichtum wohl an fernstehende Verwandte und an Wohlthätigkeitsanstalten vermachen. Der Abbé, den Sie heute gesehen, scheint hier die Hand im Spiele zu haben."

„Und das junge Mädchen, welches hier als Mademoiselle Valerie de Rambert auftrat?" fragt Eberhard gepreßt und sah seinen Begleiter klopfenden Herzens an, „war sie wirklich seine Nichte? Und weshalb nimmt die Tante sich ihrer nicht an?"

Der Bankier blieb stehen und blickte erstaunt, zweifelnd, auf den unschuldigen Frager an seiner Seite.

Eine zweite Valerie der Rambert existirt nicht. Die Begleiterin des Marquis muß ihre Rolle sehr geschickt gespielt haben, daß Sie noch immer nicht wissen, in welche Kategorie dies Dämchen zu stellen ist. Natürlich war sie für ihre Beihülfe engagirt."

„Herr Rosenstern! Unmöglich!" Der Lieutenant blieb stehen und verfärbte sich, es traf ihn hart, seine

leisen, allerschlimmsten Befürchtungen so bestimmt aussprechen zu hören.

„Na, das nenne ich eine Verliebtheit — bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr von Bernsbach! Ich meine aber, Sie hätten wohl gleich gewußt, woran Sie waren, als Sie von dem Gaunerstückchen hörten.“

„Ich bekenne Ihnen offen, daß ich jenem zarten, bescheidenen Mädchen etwas so Ungeheuerliches unmöglich zutrauen konnte.“

„Ja, die Zarten gefallen solchem alten Sünder wie dem Marquis jedenfalls am besten —“

„Sie glauben also ernstlich?“ —

„Daß sie seine Maitresse ist — natürlich.“

Man war jetzt bei der Villa des reichen Junggesellen angekommen, und Eberhard mußte nun wohl oder übel dem begeisterten Blumenliebhaber in seinen Garten und seine Treibhäuser folgen. Er that es in einem fortwährenden Sinnen über das Unglaubliche, was er soeben erfahren. Sein Veilchen unter solchem Verdacht; es war abscheulich! Diese holden Blumen-

gesichter, dieser Duft, diese milden Lüfte, alles erinnerte ihn ja an jenes süße Mädchenbild. Wenn er sie nur noch einmal wiedersehen und selbst befragen dürfte. Vielleicht würde sich dann der Sachverhalt ganz anders herausstellen.

Die Mitteilungen des Bankiers beschäftigten Eberhard ernstlich. Ob er zu Mademoiselle de Rambert ging, ihre Höflichkeiten und seine Rücksichtnahme überwand, und die seltsame Lage der Dinge ernst und offen mit ihr besprach? Sie war ihm so überaus artig entgegengekommen, obgleich sie wußte, wie groß die Schuld war, welche er an ihrem Verluste trug, er durfte sich eigentlich nicht von ihr übertreffen lassen, und sie wollte offenbar nichts von der Sache hören. Indeß, er sollte doch zahlen, und es war nicht einmal sein Geld, um welches es sich handelte.

Als Eberhard am Tage nach dem Diner noch so überlegte, erschien der Postsekretär Schuster freudestrahlend in des Lieutenants Zimmer.

„Ich bin ganz aus dem Häuschen, ganz über-

wältigt, so etwas lebt nicht!“ rief er dem Offizier entgegen.

„Nun, was giebt es denn wieder? Noch eine andere Wendung in unserer Angelegenheit? Aber bitte, setzen Sie sich.“

Der Erregte hatte einen großen Brief mit dem Siegel der Oberpostdirektion aus der Tasche gezogen, denselben entfaltet und ein rosa Billet mit goldener Wappenpressung daraus hervorgenommen, welches er jetzt Eberhard hinreichte. „Bitte, lesen Sie; Sie haben ja ebensoviel Ursache sich zu freuen wie ich!“

Der Lieutenant erkannte das Wappen und das starke Parfum, beides erinnerte ihn an seine Diner-Einladung. „Von Mademoiselle de Rambert an Ihre Behörde?“

„Ganz recht, aber lesen Sie — lesen Sie!“

Eberhard überflog das in zierlicher Handschrift geschriebene französische Billet. Es enthielt die Erklärung der Geschädigten an die Oberpostdirektion, daß sie auf den Ersatz der irrtümlich ausgelieferten 20000 Francs verzichte, da sie nicht wünsche, daß

Privatpersonen einen Schaden tragen sollten, welchen sie ihr ohne böse Absicht zugefügt.

Dem Lieutenant drängten sich vor Freude und Rührung über den edelmütigen Zartsinn der alten Dame und die große unerwartete Erleichterung Thränen in die Augen, so daß er kaum zu Ende lesen konnte, o, nun war ja Alles gut, alle Zweifel und Sorgen wurden gehoben! Er reichte seinem Leidens- und Freudengefährten beide Hände und machte in einzelnen Ausrufungen seinem übervollen Herzen Luft.

Schuster sagte erfreut: „Ja, die Dame muß sehr reich sein und ein edles Herz besitzen. Segen über sie! Wir haben aber auch manche schwere Stunde ihretwegen ausgestanden."

Eberhard war ans Fenster getreten, um sich zu sammeln. „Das nenne ich eine vorzügliche Ueberraschung," sprach er, sich zu dem Andern zurückwendend und nun wieder Herr seiner selbst. „Die Empfindung unserer Wohlthäterin ist eine ganz richtige, denn die Geldstrafe stand nicht im Verhältniß zu

unserer Schuld, allein es sind nur wenige Menschen in der günstigen Lage, nach dem feinsten Gerechtigkeitsgefühl handeln zu können, und peinlich bleibt es immer für uns, sie so empfindlich durch unsere Unvorsichtigkeit geschädigt zu haben."

Der Postsekretär war gegangen, und Eberhard rüstete sich zu dem längst beabsichtigten Besuch bei Mademoiselle de Rambert, heute, wo ihre Güte seine ganze Seele erfüllte, konnte er nicht länger zögern sie wiederzusehen. Nach der Rückkehr von seinem Ausgange sollte dann sein Erstes sein, an Asta zu schreiben.

Der Besuch des jungen Offiziers bei der Französin verlief anfänglich genau so wie das erste Mal. Sie war nicht im roten Salon, als er eintrat.

Ob sie nun, wenn ihr Jemand gemeldet wurde, eine Toilettennachbesserung für nötig hielt, oder ob sie sich bei ihrem Erscheinen durch die rote Damastportiere besonders wirksam hervorgehoben glaubte, genug, sie trat ebenso würdevoll und elegant gekleidet zu ihm ein wie neulich, heute in einem Gewande

von dunkelgrünem Plüsch mit gelben Spitzen aufgeputzt.

Das Herz wallte ihm auf bei ihrem Anblick. Des Bankiers Mitteilungen hatten ihm Einsicht in ihre Schicksale gegeben. Sie, eine freundliche, edelmütige Natur, eine schutzlose alte Frau, wurde von der unbescheidenen Roheit des einzigen Verwandten, den sie besaß, verfolgt und in die Enge getrieben. Und dabei hatte sie sich doch die volle Güte ihres Wesens, Rücksichtnahme und Großmut für Andere bewahrt; mochte sie alt, verfallen und eitel sein — es war doch auch recht angenehm, daß sie auf eine gefällige Außenseite hielt — er sah und empfand in diesem Augenblicke nur die Seelengröße, welche er in ihr erkannt, und hätte ihr gern seinen ritterlichen Schutz zu Füßen gelegt.

Jedenfalls durchbrach sein wahres und warmes Empfinden alle Schranken der gesellschaftlichen Form, er eilte auf Mademoiselle de Rambert zu, ergriff ihre Hand und drückte ein paar feurige Küsse darauf.

Das alte Dämchen erschien durch sein lebhaftes

Vorgehen betroffen und, was ihr lange nicht mehr geschehen sein mochte, verwirrt. Doch war es jedenfalls eine angenehme Bewegung, die ihr Herz schneller schlagen machte. Er war ein solch' hübscher Kavalier und seine Huldigung hatte etwas so wohlthuend Aufrichtiges.

Mit einer besonders artigen Fächerbewegung und einem so süßen Lächeln, daß er beinahe ernüchtert worden wäre, wies sie ihm einen Sessel an.

„Es ist sehr liebenswürdig, Monsieur de Bernsbach, daß Sie mir die Freude bereiten, Sie wiederzusehen. Ich weiß jede Artigkeit zu schätzen. Galanterie ist das Lebenselement der Noblesse meines Vaterlandes. Diese Atmosphäre in der ich aufwuchs, in der Fremde wiederzufinden, thut mir wohl und giebt mir auch hier ein heimisches Gefühl. — Sie haben die Orchideen des Monsieur Rosenstern gesehen? Nicht wahr, superbe?"

Da hatte sie ihn wieder im ebenen Geleise der Salonunterhaltung, aber er wollte sich heute nicht

hindern lassen, sie sollte von ihm hören, wie er in Dankbarkeit und Bewunderung für sie glühte.

„Mademoiselle de Rambert," sprach er ernst, und sein Auge leuchtete und blitzte sie freudig an, „ich komme heute aus mehreren Beweggründen. Höflichkeit steht erst in zweiter Linie. Meine Haupttriebfeder ist große, lebhafte Dankbarkeit. Sie müssen den Zoll meiner offen ausgesprochenen Verehrung entgegennehmen. Ich bewundere und schätze Sie von ganzem Herzen, und wenn Sie vollauf ermessen könnten, was Sie mir mit dem Verzicht auf die Summe, welche ich so unglücklich war Ihnen zu verlieren, für einen unendlichen Dienst leisteten, so würden Sie begreifen, daß ich Ihren Wunsch nicht ehren und nicht über jenen Vorfall schweigen kann!"

„Aber die Kleinigkeit — es war ja ganz selbstverständlich — wie können Sie das so hoch nehmen?" Sie spielte mit ihrer goldenen Lorgnette und schien ganz beschämt.

„Was Ihnen eine Kleinigkeit sein mag, Ma-

demoiselle, ist es für mich durchaus nicht. Ich selbst bin mittellos, reiche Verwandte habe ich nicht, so befand ich mich in der äußersten Verlegenheit, wie ich meiner Verpflichtung nachkommen sollte, denn ich war's, der für die Fremden gut sagte und durfte doch den Postbeamten, der mir vertraute, nicht unglücklich machen."

„Aber Sie hatten doch Ersatz angemeldet, was wollten Sie denn thun?" fragte die alte Dame erschrocken aufblickend.

„Meine liebe, gute Cousine, die ein kleines Kapital von ihrer Mutter erbte, wollte mir helfen. Asta war gleich erbötig, dies Opfer für meine Rettung zu bringen. O, sie ist ein Engel an Treue und Hülfsbereitschaft!"

„Und ist Ihre Cousine jung und reizend?" fragte Mademoiselle Valerie interessirt.

„Eben zweiundzwanzig Jahre alt, eine schlanke Blondine, und wie ich glaube sehr hübsch," er errötete etwas, indem er dies sagte.

Die Dame hob das Lorgnon ans Auge, „ah,

erzählen Sie mir mehr von Mademoiselle Asta. Ist sie graziös, pikant, von eleganter Distinktion?"

„Dies Alles vielleicht weniger," sagte er in unbedingter Wahrheitsliebe, während die schlichte, kräftige Freundin vor seinem geistigen Auge erschien, dann aber, um sie, die ihm so teuer war, ja nicht zu verkleinern, fuhr er eifrig fort: „aber sie ist frisch wie eine Rose, hat blaue, strahlende Augen, Zähne wie Perlen und hält den ganzen Hausstand meines Onkels in Ordnung."

„Sie lieben Mademoiselle Asta?" fragte die Rambert mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme halblaut, indem sie ihn voll mütterlicher Zärtlichkeit anblickte.

Eine dunkle Glut fuhr über sein hübsches Gesicht bis unter das blonde Haar, aber er schien durchaus nicht verletzt von der Frage, er lächelte sie harmlos an, wie Einer, der selbst nicht genau weiß, was er sagen soll. Und er wußte es in der That nicht. Liebte er Asta? Vor einigen Wochen hätte er mit einem bestimmten „Nein" antworten müssen, heute,

auf diese vertrauliche Frage seiner alten Freundin — die ihn ganz angenehm berührte, da er ja der Rambert näher zu treten wünschte — heute, als ihm die neuliche Morgenbegebenheit in der Lindenallee in den Sinn kam, nickte er zutraulich und beinahe verschämt.

„Es wird wohl so sein, daß ich sie lieb habe.“

„Charmant,“ flüsterte die Alte, sich mit dem Ellenbogen auf einen kleinen Mosaiktisch stützend und ihn lorgnettirend, „wirklich charmant!“ Ihr altes Herz ging in Teilnahme und vielleicht in süßen Erinnerungen auf. „Und diese liebe Cousine ist auch nicht reich und wollte doch Ihnen helfen, Monsieur de Bernsbach? — Aber wie denken Sie denn Ihren Hausstand zu gründen, wenn Sie Beide ohne Vermögen sind?“

„So weit sind wir ja längst noch nicht, Mademoiselle! Es ist noch nie von einer Verbindung die Rede gewesen, ich weiß auch wirklich nicht, ob es möglich sein würde, die für den Heiratskonsens nötigen Gelder zu deponiren. Dies Alles liegt noch in weiter Ferne.“

„Nun wohl, so wollen wir von Mademoiselle Asta als von einem unerreichbaren Stern plaudern, als von einer Wunderblume auf unersteiglicher Höhe gewachsen! Wir wollen miteinander für die Holde schwärmen, und Sie sollen es nicht bereuen, mich zu Ihrer Vertrauten erkoren zu haben.“

Er mußte ihr nun allerlei von Asta erzählen und that es gern, da er sah, wie jeder kleine Zug sie interessirte.

Der Besuch dauerte heute länger als neulich, und sie schieden beiderseits sehr zufrieden mit einander. Eberhard hatte versprechen müssen, so bald er wieder Nachricht von seiner Cousine erhalte, ihr Mitteilung zu machen, und er freute sich darauf, dies zu thun und mit der huldreichen Gönnerin von seiner Liebe zu plaudern, die ihm jetzt schon ganz thatsächlich und einleuchtend erschien.

Durch Mademoiselle de Ramberts Teilnahme war sein Empfinden derartig gesteigert, daß er sich mit einem vor Freude und Zärtlichkeit klopfenden Herzen an den Schreibtisch setzte, um die glückliche

Beendigung seiner Not nach Lindenthal zu melden. Astas Antwort, die gewiß helles Entzücken und glühende Verehrung für die großmütige Wohlthäterin in ihrer bekannten sprudelnden Art aussprechen werde, wollte er dann seiner alten Freundin hintragen und so der eigenen Dankbarkeit noch einmal Worte leihen

---

Sechstes Kapitel.

In Lindenthal war man mittlerweile sehr fleißig gewesen Nach dem Abschluß des Kaufvertrages gab es eine Menge Dinge für die bald stattfindende Neugestaltung zu ordnen. Da mußten mit entbehrlichen Gegenständen aus dem Haupthause vorläufig ein paar Zimmer im kleinen Hause für den Käufer ausgestattet werden. Es gab Verzeichnisse über Vieh und Geräte zu machen, Vorkehrungen für die Reise des Rittmeisters und seiner Frau nach Ems zu treffen und daneben die laufenden häuslichen Geschäfte — die auch hier und da die bevorstebende Auflösung zu berücksichtigen hatten — nicht zu versäumen.

Alle diese Arbeiten kamen in der Hauptsache auf Asta, der aber in dieser Zeit sehr damit gedient

war, da sie so am besten ihren Schmerz über den Verkauf zeitweise vergessen konnte. Nur manchmal sprach sie sich abends in heftigen Worten gegen ihre alte Vertraute, Lucie Dornée, aus, schlief aber doch, gesund und ermüdet wie sie war, bald über ihrem Kummer ein.

Am andern Morgen vor dem Johannistage, an welchem man Herrn Seebohm zur Gutsübernahme erwarten konnte, erhielt Asta den glückseligen Brief Eberhards, in welchem er ihr die Wendung seiner schwebenden Angelegenheit mitteilte und voll warmen Lobes von der alten Französin sprach. „Meine teure, heißgeliebte Asta!“ lautete die Anrede, welche das Mädchen in einem Gefühl freudigen Schreckens garnicht genug ansehen und überlesen konnte.

Die glückliche Lösung des mißlichen Handels, in welchen Eberhard verstrickt gewesen, gereichte auch dem andern Mitwissenden in Lindenthal, dem Onkel, zur außerordentlichen Erleichterung. Nun konnte Asta ihr Kapital behalten und alles im vorigen Geleise bleiben. Der Rittmeister lächelte jetzt über die Wärme

des Briefes, den seine Tochter ihm zagend und errötend, wenn auch in triumphirender Freude darreichte. Mochte sich nun zwischen seinen beiden Lieblingen entwickeln was sich vorzubereiten schien, jetzt würde sich eine Verbindung vielleicht ins Werk setzen lassen, sie war wenigstens keine Unmöglichkeit mehr, da das Kapital in Astas Besitz blieb, und einmal mußte er sie doch von sich lassen.

Es war Nachmittag geworden. Im Garten auf dem Rasenplatze, der sich breit an der Lindenallee entlang zog, hatte Asta mit dem Hausmädchen eine große Wäsche aufgehängt, welche bei dem heißen Sommerwetter bald trocknen mußte; es war die letzte Arbeit, die vor der Ankunft Seebohms abgethan sein sollte.

Frau Blanka schritt in der Lindenallee auf und nieder, sie trug ein rundes Hütchen von Mull und Spitzen mit einem Blumenzweige darauf und hielt in ihrer von halben Handschuhen bekleideten Rechten einen rotgefütterten Sonnenschirm, durch welchen das Licht sie rosig übergoß.

„So mach' doch, Asta," sagte sie stehen bleibend, „daß die Wäsche fort kommt, hier in der Allee ist es am kühlsten, aber der Geruch des feuchten Linnens ist mir unausstehlich."

„Wir können bald abnehmen, Mama," tönte Astas Simme zurück, sie war kaum sichtbar zwischen den großen Tischtüchern, die sie zurecht rückte.

Auf dem vorderen Rasen spielte Fränzchen mit den Brüdern Croquet, sie zankten hin und her, und das junge Mädchen kam ein paarmal zur Dornée gelaufen, die mit einem Buche im Rondel saß, beklagte sich, erklärte nicht mehr mitspielen zu wollen und stand doch gleich darauf wieder bei den Jungen.

Der Rittmeister war ins Haus gegangen, er hatte noch den Abschluß einer Berechnung für die morgende Uebergabe zu machen und wollte gern mit allem fertig sein, ehe der schwere Akt, welcher ihm bevorstand, vollzogen werden würde. Zögernd und sinnend stand er am Fenster des Eßzimmers und blickte auf den Hof hinaus, wo Finkmeier eben in

seiner lässigen Weise mit den andern Knechten ein Fuder Heu ablud.

„Der neue Herr wird Euch Beine machen, Ihr Tagediebe,“ dachte Bernsbach mit einer leisen Empfindung von Befriedigung. Er hatte es anfänglich versucht, den militärischen Zug, an welchen er gewöhnt gewesen, in die Knechte und Tagelöhner zu bringen, war aber schlecht damit gefahren. Jetzt ließ er die Dinge schon lange gehen wie sie wollten. Er konnte den Leuten nicht zeigen, wie sie arbeiten sollten, konnte sich nicht näher mit ihnen einlassen und den Beweis nicht erbringen, daß alles rascher und besser gethan werden mußte, wenn er auch die Ueberzeugung davon in sich trug.

Als der Rittmeister noch so hinaus schaute, trat durch das offne Hofthor ein Mann herein, der sich, einen Augenblick stehen bleibend, auch die faulen Arbeiter ansah.

Bernsbach erschrak bis ins Herz hinein, schon jetzt sollte sein schweres Vorhaben Wirklichkeit werden? Jener war ja der neue Herr, sein Käufer, Erdmann

Seebohm. Die große, breitschultrige Gestalt, der keck gerichtete Kopf mit dem Strohhut, der dunkle Bart, welcher das frischgefärbte Gesicht umrahmte, dies alles war ja unverkennbar.

Der Fremde trug eine Tasche am Riemen und einen Regenschirm in der Hand, er hob diesen etwas, wie drohend, als jetzt schon seit einer ganzen Weile das Geschäft des Heuabladens stockte, dann aber wandte er sich mit kurzem Entschluß dem Hause zu. Er gewahrte den Rittmeister am Fenster, lüftete den Hut, sprang die Stufen zur Hausthür hinan und trat nach raschem Anklopfen zu Bernsbach ein. Dieser ging ihm mit jener liebenswürdigen Höflichkeit entgegen, die ihn auszeichnete und jedem Gaste das Gefühl gab, als bereite sein Erscheinen die größte Freude.

Seebohm hielt es nichtsdestoweniger für nötig, sein verfrühtes Kommen zu entschuldigen: „Bitte sehr um Verzeihung, daß ich Sie so überfalle. Einesteils trieb mich die Ungeduld, andernteils ein vernünftiger Grund so früh her. Morgen ist der

Johannistag, ich muß den Leuten, die ich nicht behalten will, zu Michaelis kündigen, und dieser Schritt soll mit Ihrem Beirat erwogen werden."

„Es ist schon heute alles für Sie bereit, wenn Sie doch hier und da noch etwas vermissen sollten, werden Sie es gütigst entschuldigen."

Der Ankömmling legte Tasche und Schirm ab.

„Wir wollen nun vorläufig die Geschäfte noch ruhen lassen," fuhr er artig fort. „Meine Familie befindet sich im Garten, erlauben Sie, daß ich Sie dorthin führe und vorstelle."

„Eine kleine Rücksprache über Ihre Dienstboten können wir ja unterwegs halten?"

„Von meiner Tochter Asta werden Sie wohl über alle die sicherste Charakteristik bekommen."

„Wieder diese Asta!" lächelte der junge Landwirt still vor sich hin.

Die beiden Herren gingen durch die Veranda in den Garten. Gleich vorn unter den Akazien kam ihnen Frau Blanka entgegen, der Wäschegeruch hinten in der Allee war ihr doch zu lästig geworden.

„Das ist also diese naseweise Tochter," dachte Seebohm, „ein rechtes Aeffchen, wie ich voraus gesehen; na, die werde ich kühlen Gemütes links liegen lassen!"

„Liebe Frau," sagte Bernsbach, als sie näher kamen, „darf ich Dir unsern Käufer und Gutsnachfolger, Herrn Seebohm, vorstellen?"

Erdmann Seebohm konnte vor Erstaunen kein Wort sagen — Frau? diese jugendlich Geputzte, Zarte? — er war so betroffen, daß er kaum den Hut vom Kopfe brachte und so ungeschickt wie möglich dienerte. Um so gewandter zeigte sich Blanka:

„Seien Sie herzlich willkommen," sie streckte ihm ihre kleine Hand entgegen. „Es würde mich sehr freuen, wenn Sie je eher, je lieber die Bewirtschaftung von Lindenthal übernehmen möchten. Meine Gesundheit erfordert dringend eine Luftveränderung, wir reisen gleich nach Ihrer Einführung ab."

Fränzchen war auch herbeigesprungen und stand neben der Mutter, ihre runden Bäckchen brannten vom Spieleifer und Aerger über die Brüder. Das

braune Haar krauste sich dunkel um Stirn und Nacken, sie hielt den Strohhut in der Hand und sah mit schelmischem Lächeln wohlgefällig auf den Fremden, als sein Blick sie traf, knixte sie artig.

„Herr Seebohm, meine Tochter,“ stellte der Rittmeister ihn dem jungen Mädchen vor.

Also das ist sie, ein rechtes Guckindiewelt, grün kann man nicht sagen, denn sie blüht ja wie eine Rose, — so fuhr es durch des Ankömmlings Kopf, na, solchem Backfischchen muß ich die Einmischung mit dem Briefe wohl verzeihen, ein unternehmendes Ding, aber sonderbar, daß die schon mitzuraten wagt.

„Ich habe wohl Ihr Spiel gestört, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er mit einem Blick nach dem Rasen und auf den Croquethammer, den sie noch in der Hand hielt.

„Ach, das schadet nichts, die Jungen mogeln immer und dann hört aller Spaß auf. Spielen Sie vielleicht Croquet? Es wäre himmlisch, dann hielte doch einer Ordnung.“

„Ich fürchte, daß ich wenig Zeit finden werde, mit Ihnen zu spielen," erwiderte er lächelnd, „würde es aber sehr gern thun." Er fand die Kleine allerliebst und fühlte sich ganz versöhnt mit dem innerlich vielfach gescholtenen Fräulein.

Mademoiselle Dornée hatte den jungen Mann im Frühjahr kennen gelernt, es wurde also nur im Vorübergehen ein Gruß mit ihr ausgetauscht.

„Asta ist wohl bei ihrer Wäsche auf der Bleiche?" fragte Bernsbach die Erzieherin.

„Sie wird gewiß noch dort sein."

Also auch die hübsche Kleine ist's noch nicht gewesen, dachte Seebohm, nun bin ich aber doch neugierig, und er schritt an des Hausherrn Seite gespannt dem Rasen zu, von dem die weiße Wäsche durchs Gebüsch herüberblinkte.

„Ich verkenne nicht," sagte der Rittmeister im Gehen, „daß die Verhältnisse, unter denen Sie hier eintreten, ihr Schwieriges haben können. Für das nächste Quartal lassen sich die Grenzen der einen und andern Gerechtsame kaum bündig und endgültig

festsetzen. Den Haushalt verpflegt noch die Dienstboten, welche Sie benutzen werden, anderseits sind die Leistungen der Leute geteilt. Die alte Grete zum Beispiel besorgt Ihre Milchwirtschaft unter Astas Aufsicht und hat zugleich unser Küchendepartement inne, sie muß also geradezu zween Herren dienen. Ebenso steht es mit dem Milchkutscher Klas, der morgens zur Stadt fährt und nachmittags mit unserer Gartenarbeit beschäftigt ist."

„Ich werde mich, wie ich Ihnen auch schrieb, in diesem ersten Vierteljahre, das mir zu meiner Orientirung sehr werthvoll ist, ganz bescheiden einzufügen trachten und Ihnen gewiß nicht mit unberechtigten Ansprüchen lästig werden."

„Leider bin ich selbst nicht hier, und Sie müssen sich an Mademoiselle Dornée oder meine Tochter Asta wenden. Die Erstere ist eine alte Gelehrte, die vom Hauswesen nichts versteht, und Asta —" er seufzte uud schwieg.

„Nun, das gnädige Fräulein — ich hoffe, mit einer jungen Dame ist keine unangenehme Berührung

zu befürchten? Sie wird mir doch gewiß nicht absichtlich etwas in den Weg legen?"

„Sie war sehr gegen den Verkauf gestimmt. Ich wünsche lebhaft, daß Sie gut mit ihr auskommen, sie ist, ich muß mir erlauben, dies von meiner eignen Tochter zu sagen, tüchtig und verständig, aber etwas — etwas impulsiv und hitzig."

„Man wird sich für die kurze Zeit schon mit einander einrichten."

Sie hatten jetzt den Rasen erreicht und Bernsbach, der von Asta zwischen den weißen Leinentüchern nichts sah, rief laut ihren Namen.

„Hier, Papa!" klang es zurück, ein feuchtes Tuch hob sich und Asta tauchte darunter hervor. Sie trug noch ihr leinenes Morgenkleid und eine Latzschürze, deren untere Zipfel oben durchgezogen einen Beutel für die Wäscheklammern bildeten. Den Hut hatte sie längst abgeworfen. Eine ihrer blonden Flechten war ihr bei dem Durchkriechen auf die Schulter gefallen, diese aufsteckend stand sie vor den Männern.

„Herr Seebohm, liebe Asta,“ sagte der Vater mild.

„Heute schon?“ Sie versuchte einen Schritt zurückzutreten, was aber des gespannten Lakens halber nicht recht ging. Dann steckte sie beide Hände — da sie mit dem Haar fertig war — in ihre Schürze und rasselte mit den Klammern, um seiner ausgestreckten Rechten nicht zu begegnen.

Seebohm war betroffen von ihrem Anblick. Welch' schönes, kraftvolles Weib, wie sie dagestanden, ihr Haar aufzustecken, welch' ein Bild! Ja, der konnte man alles Mögliche an Eigenwillen und Anmaßung zutrauen. Bei der würde man mit höflichem Wesen nicht viel ausrichten, der mußte ein ganzer unbeugsamer Manneswille entgegentreten. Als er sah, daß sie es verschmähte, ihm die Hand zu reichen, ließ er die seine auch sinken, und dann maßen sich die beiden jungen Leute mit feindseligen Blicken. Sie sahen jetzt von einander nur die funkelnden Augensterne und fühlten, daß weder hier noch dort das übliche gesellschaftliche Wohlwollen zu lesen stand.

„Wir dürfen das gnädige Fräulein nicht stören,“ sagte Seebohm herbe, „ich weiß, daß mein Recht hier erst morgen beginnt.“

„Ich denke, der Garten bleibt bis Michaelis unbeschränkt unser?“ fragte sie anscheinend kühl.

„Asta! Ich hoffe, daß Du nie so unhöflich bist, Herrn Seebohm die Promenade im Garten zu verleiden,“ sprach Bernsbach vorwurfsvoll und sehr ernst, es war aber schwer zu sagen, ob seine Tochter ihn verstanden, denn sie hatte sich schon wieder hinter ihre weißen Schutzwände zurückgezogen. Hier stand sie nun freilich von einem wunderlichen Erschrecken gepackt. Die Erscheinung des Fremden, den sie haßte ohne ihn gesehen zu haben, war so ganz anders als sie gedacht. Welche unerhörte Sicherheit er gezeigt, und mit welch ruhigem Lächeln er die Hand zurückgezogen, die sie übersehen! Wie hart und keck sein Blick dem ihrigen Trotz geboten! Leicht würde es nicht sein, dem Stand zu halten und doch sollte es geschehen, nun erst recht nach dieser Begegnung. Sie konnte ihm die schroffe Ablehnung ihres Wunsches,

die kurze nichtachtende Antwort nie vergeben — niemals! Er sollte fühlen, daß sie sich nicht über die Achsel ansehen ließ. Wie der bloße Anblick dieses Menschen sie erschütterte und peinigte, sie wußte nicht, wie sie wieder zur Ruhe kommen sollte. Endlich zog sie Eberhards Brief hervor, aber auch der half ihr nicht, die Verstörtheit zu überwinden.

Schweigend waren die beiden Herren weitergeschritten. „Ich bedaure diese unfreundliche Berührung lebhaft,“ hob endlich der Rittmeister an. „Das Mädchen ist wirklich sonst nicht so schroff, wie sie Ihnen eben erschienen sein mag, ihr hitziges Temperament reißt sie hin. Sie ist mir eine liebevolle, zärtliche Tochter. Ihre Abneigung gegen den Verkauf ist die alleinige Ursache ihres Benehmens. Ich hoffe, wenn beiderseits diese erste unfreundliche Begegnung vergessen wird, richten Sie sich recht gut mit einander ein.“

„Irgendwie muß es gehen,“ antwortete der junge Mann bitter auflachend; „das gnädige Fräulein

wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn es zwischen uns allerhand Verdruß giebt."

Sie kehrten ins Haus zurück und begaben sich in Bernsbachs Zimmer, wo dieser offen gestand, daß er mit den letzten Summirungen noch nicht ganz fertig sei. Seebohm erklärte, gern helfen zu wollen und der Rittmeister nahm dies dankend an. Es handelte sich um die Berechnung der Abschätzung aller auf den Feldern stehenden Früchte, um das Vieh und Inventar. Der junge Landwirt wußte mit der Behandlung aller dieser Fragen besser fertig zu werden, als der ehemalige Offizier und brachte in durchaus uneigennütziger Weise die Rechnungen so bald zum Abschluß, daß Bernsbach der Arbeit wahrhaft erleichtert zusah.

„Mit Ihnen ist gut kramen," sagte er freundlich, „und ich bin überzeugt, das Zusammenleben müßte sich zur beiderseitigen Zufriedenheit gestalten; ich bedauere um so mehr, als ich genötigt bin, mit meiner Frau abzureisen, einige Tage will ich nun indeß doch noch zulegen."

Seebohm hörte den Wunsch heraus, zwischen ihm und Asta zu vermitteln und nahm dankend an.

Fränzchen trat ein und brachte den Kaffee für die Herren, sie hatte dergleichen bisher noch nicht besorgt, sich aber heute dazu gemeldet, es reizte sie, den neuen Hausgenossen, der ihr in seiner stattlichen Männlichkeit gefallen hatte, wiederzusehen; das Hausmädchen half Asta und diese wäre nicht um die Welt mit dem Kaffee ins Zimmer gegangen, so war der Kleinen Erbieten ganz erwünscht gewesen. Sie benahm sich noch etwas kindlich und ungeschickt, aber gerade dies gefiel dem Gast, der seiner ganzen Richtung nach nur die schlichteste Natürlichkeit liebte.

„Sind auch Sie mir böse, daß ich Sie hier vertreibe?“ fragte er neckenden Tones.

„O nein, garnicht. Ich freue mich recht auf Berlin. Sehen Sie, mir gefällt alles Neue und jede Abwechslung. Im Herbste soll ich erst noch in die Schweiz, ist das nicht eine himmlische Aussicht?“

„Hm, je nach dem Geschmack. Also für die nächsten Monate habe ich noch das Vergnügen?“

Sie knixte errötend. „Ich hoffe, es giebt etwas dergleichen, ich schwärme für Ausfahrten und Tanzpartien.“

Ihn ergötzte, wie sie nach dem Worte „Vergnügen“ gehascht und lachend erwiderte er: „Ob ich Ihnen das verschaffen kann, mein gnädiges Fräulein, weiß ich freilich nicht, aber vielleicht läßt sich bei gutem Willen etwas Unterhaltung zwischen die nötige Arbeit einschieben.“

Beim Abendessen befand sich Asta gut angezogen am Tische, sie saß zwischen ihren kleinen Brüdern, versorgte diese und hatte das Hausmädchen Lene im Auge, welches bediente. Der Gast hatte seinen Platz neben den Eltern, mit denen er sich lebhaft unterhielt, die Dornée und Fränzchen beteiligten sich daran; daß Asta es nicht that, fiel nicht auf, sie saß zu fern und war beschäftigt.

Als das Mädchen gegangen war, fing Seebohm von den Dienstboten an, denen er morgen zuerst als Herr gegenübertreten sollte, er bat ihn zu verständigen, wer wohl zu Michaelis gekündigt werden müsse,

und da wurden denn sehr verschiedene Urteile laut. Der Vater versuchte jetzt Asta ins Gespräch zu ziehen, auch Seebohm richtete in höflich-kühlem Ton das Wort an sie.

„Die Meinung über Menschen ist immer eine sehr verschiedene,“ erwiderte sie zögernd, „der Eine wird mit diesem, der Andere wird mit jenem gut fertig.“

„Es würde mir den Anfang sehr erleichtern, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der Gast, „wenn Sie mir die Untauglichen nennen wollten, damit ich sie nicht durch den Winter zu schleppen brauche.“

„Mein Vater hat keine untauglichen Leute!“ entgegnete sie schroff.

„Nun denn,“ erwiderte der junge Gutsherr ruhig, „so muß ich selbst sehen und mein Lehrgeld zahlen, es mag auch das Klügste sein. Selbst ist der Mann! Ganz ungebührliches Volk kann man ja jeden Tag los werden.“

Nach dem Abendbrod, als Frau von Bernsbach hinvufgegangen war und Seebohm sich mit der

Dornée und Fränzchen in der Veranda unterhielt, winkte der Rittmeister seine älteste Tochter in den Garten. Als sie außer Gehörweite vom Hause entfernt waren, sagte der Vater ernst:

„Ich habe Dich noch nie so gesehen, Asta. Du benimmst Dich ja ganz unglaublich unfreundlich gegen unseren Käufer. Bedenke doch, daß Du drei Monate mit ihm hausen mußt, daß er, wenn er unedel sein will, hundert Gelegenheiten finden wird, Dir diesen Empfang heimzuzahlen. Warum wollt Ihr einander dies Stückchen Leben erschweren?"

„Weil ich den Menschen hasse und verabscheue!" brach es leidenschaftlich von ihren Lippen.

„Welch' ein Unverstand, Kind! Wenn ich einmal verkaufen wollte, hätte sich auch wohl ein Anderer für Lindenthal gefunden, als Herr Seebohm, und weiter hat der Mann Dir doch garnichts zu Leide gethan, als daß er auf meine Vorschläge einging. Ich bin überzeugt, er ist ganz erstaunt über Dein Benehmen gegen ihn."

Asta hatte sich wohl gehütet, ihrem Vater die

Einmischung, welche sie gewagt, zu verraten, sie ahnte, daß er sie hart getadelt haben würde, so wußte er nichts von Seebohms Ablehnung und seiner Tochter Aerger. „Laß ihn nur erstaunt sein," lachte sie bitter, „wir wollen einmal sehen, wie weit er ohne meinen guten Willen kommt. Ich kann ihm mehr anthun als er mir, und er soll es noch bereuen, daß er uns Lindenthal genommen!"

Bernsbach schüttelte den Kopf, war das seine verständige Asta? Seine Beraterin und Freundin? Er hätte sie nicht für so kindisch gehalten und sah mit Bedauern, daß sein weiteres Zureden nichts half. So erkannte er es denn für seine Pflicht, die Reise nach Ems acht Tage hinauszuschieben, damit er erst sorgen konnte, daß hier die Dinge in ein leidliches Gewohnheitsgeleis kamen. Freilich würde er des Aufschubs halber einen harten Stand mit Blanka bekommen, allein es war doch unmöglich, daß er, wo Asta ihre Hülfe versagte, hier alles ungeordnet ließ.

Der Rittmeister saß am anderen Morgen vor dem Bette seiner Frau und machte sie mit dem

Stande der Dinge bekannt. „Da Asta sich in die neue Lage so schwer zu finden vermag, kann ich unmöglich morgen mit Dir auf und davon gehen. Sei mein gutes Weib und sieh das ein," bat er freundlich.

„Ich soll darunter leiden, Oskar, daß Deine Tochter sich wieder einmal als unlenksam und rücksichtslos zeigt? Warum alles Unangenehme auf mich häufen?"

„Es handelt sich nur um acht Tage Aufschub, Liebchen; ich bin es Herrn Seebohm schuldig, ihn nicht gleich im Stich zu lassen. Deine Kur soll um keinen Tag gekürzt werden, wir kommen einfach eine Woche später zurück."

„Für Asta, für den fremden Menschen, für alle Leute Rücksichten, nur für mich nicht," seufzte die gekränkte Frau und entzog ihm ihre Hand. „Es ist Dir gleichgültig, ob meine Gesundheit leidet, ob ich zu Grunde gehe, wenn Du nur die Höflichkeit selbst bleiben kannst."

„Blanka, welch unbegründeter Vorwurf! Du

weißt, daß mir nichts auf der Welt näher am Herzen liegt, als Dein Wohl und Wehe."

„Das sind schöne Worte, beweise es mir und laß uns reisen."

„Ich sagte Dir, daß es unrecht sein würde."

„Die Wohnung ist bestellt, die Koffer sind gepackt, ich will nicht warten!"

Sie wandte ihr Gesicht der Wand zu und brach in Thränen aus. Er wußte, daß er solchem Ansturm nicht Stand zu halten vermochte und verließ rasch das Zimmer. Da er Seebohm sein Versprechen gegeben, glaubte er nicht zurück zu können, und doch ging es ihm an die Seele, verstörte ihn in allen Empfindungen, die Geliebte leidend und verletzt zu wissen.

„Mama will heute im Bette bleiben," raunte Asta der Dornée zu, als sie mit der unberührten Frühstücks-Chokolade von oben kommend, der kleinen Erzieherin auf dem Flur begegnete.

„Was ist denn geschehen, ist sie wirklich krank?"

„Bewahre, nur unmäßig schlechter Laune; sie

hätte mir in ihrer lebhaften Abwehr beinah' die Tasse vom Brett gestoßen."

Ein starker Klingelzug aus Blankas Zimmer ließ die Beiden aufhorchen. Lene eilte die Treppe hinauf und kam bald zurück. „Die gnädige Frau verlangt nach dem Frühstück, bitte, geben Sie, Fräulein!" und rasch kehrte sie mit dem Brett um. Asta und Lucie Dornée sahen sich achselzuckend an, sie kannten solche Stimmungen bei der Verwöhnten.

Um zehn Uhr sollten alle Dienstboten — mit Ausnahme des Hausmädchens, welches in Bernsbachs alleinigem Dienste blieb — sich auf der Diele versammeln, um vom Rittmeister ihrem neuen Herrn zugeführt zu werden. Da war die alte Grete, die schnell ihres Lieblings, Fräulein Astas, Uebelwollen gegen den Fremden herausgewittert hatte und sich nun befleißigte ihr allergrämlichstes Gesicht vorzuführen, natürlich durften die beiden Wirtschaftsmägde ihr nicht nachstehen. Finkmeier, der faule Hofmeister, mochte ahnen, daß seine guten Tage zu Ende seien, er lehnte am Fenster und bemühte sich auszusehen, als ginge

ihn alles Geschehende nichts an. Dumm und stockig standen die beiden Knechte daneben. Klas aber, der heute dieser Feierlichkeit halber einen Ersatzmann für den Milchwagen genommen, war Astas Getreuster und hatte sogar dann und wann gewagt, den Verkauf „verdüwelt dumm Tüg,“ zu nennen, war er doch sicher, daß die Herrin sein Geschwätz überhöre, ja wohl gar beifällig belächele. In den Kreis dieser mißvergnügten Sieben trat Bernsbach aus seinem Schreibzimmer mit dem neuen Besitzer von Lindenthal.

Fränzchen, die eben über die Diele ins Eßzimmer huschte, erzählte der Schwester und der Gouvernante, es sehe draußen so feierlich aus wie in der Kirche, und die Gesichter der Leute wären so düster, als sollten sie alle begraben werden. Ueber Astas Zuge glitt ein Lächeln der Befriedigung. Still, jetzt sprach draußen Jemand!

Man erkannte das ernste, aber etwas verschleierte Organ des Rittmeisters, er redete den Versammelten zu, seinem Nachfolger treu zu dienen, man verstand nur wenig. Anders war es mit der helltönenden,

kraftvollen Stimme Seebohms, von der fast jedes Wort durch die geschlossene Thür vernehmlich wurde:

„Ich verlange von Euch Fleiß und Gehorsam. Wer träge ist oder sich widerspenstig zeigt, wird unnachsichtig fortgeschickt. Ich kenne die Dienstbotenordnung genau und weiß, was ich zu thun und zu lassen habe, danach richtet Euch, und Ihr sollt auch in mir einen wohlwollenden Herrn finden! Ein Handschlag schien ringsum gegeben uud genommen zu werden. Dann bewegte sich der Drücker der Stubenthür — als Bernsbach mit dem neuen Besitzer eintrat, entfloh Asta durch die Veranda in den Garten.

Die Herren nahmen in Fränzchens und der Dornée Gesellschaft ein Butterbrod und ein Glas Wein, sie wollten die Wirtschaft besichtigen und die Felder abgehen, es sollte heute eine Stunde später gegessen werden.

Mit noch viel schärferem Blick, als da er sich im Frühjahre umgesehen, schritt Seebohm heute als Herr an der Seite des Rittmeisters durch Ställe und Wirtschaftsgelasse. Im Wagenschuppen stand die

Kutsche, welche Blanka vor acht Tagen zu einer Ausfahrt bei nassem Wetter benutzt, noch ungewaschen, Seebohm rief einen Knecht herbei und gebot ihm, den Wagen zu reinigen.

„Wilm hat gefahren, 's ist seine Arbeit," antwortete der Bursche mürrisch.

„Was ich Dir auftrage, thust Du," herrschte Seebohm den Knecht an, der sogleich erschrocken ans Werk ging.

Finkmeier und Wilm schnitten im Pferdestall Futter; die Pferde sahen schlecht gewartet aus, das eine hatte ein Eisen verloren. Den Rittmeister verdroß dieser Anblick. Er, als alter Kavallerist, hätte es gern anders gehabt, aber mit den Leuten nichts ausrichten können.

„Bring den Braunen zur Schmiede," befahl Seebohm dem Knechte.

„Ich weiß nicht, ob's Merker jetzt paßt," wandte der Hofmeister mürrisch ein.

„Paßt es ihm nicht, so bestelle von mir, daß ich meine Schmiedearbeit im nächsten Dorfe nehmen

würde. Und nun vorwärts!?" Lässig trollte sich Wilm mit dem Tiere von dannen.

Der Hofmeister war schon eher aus den Augen des gestrengen Neuen, der ihm sehr unbequem zu werden drohte, verschwunden.

Als die beiden Männer auf den kleinen Innenhof kamen, wo der Düngerplatz lag, fand sich eine nach dem Garten hin eingefallene Mauer und ein Fenster, das zerbrochen herabhing. Bernsbach sah jetzt alles und mit Pein, was er sonst übersehen. Er sprach davon, wie er Jahre lang gegen jede Unordnung gekämpft, wie er von den Leuten das stramme Wesen des Militärs verlangt, sich täglich geärgert, indeß nichts ausgerichtet habe, endlich sei er müde nnd gleichgültig geworden. Es sei auch nicht das aus der Wirtschaft herausgekommen, was sie eintragen müsse, und so wäre denn bei ihm der schwere Entschluß gereift, zu verkaufen.

„Ich begreife dies alles vollkommen, Herr von Bernsbach. Ich könnte nicht von heute auf morgen Ihre Schwadron kommandiren, ebenso wenig können

Sie erzielen, was ein gelernter Landwirt vor sich bringt, das eine kostet die ganze Kraft und das andere auch."

Als sie durch die Felder gingen, wurde noch manch offnes und herzliches Wort ausgetauscht. Der Jüngere, Neueintretende nahm die Erfahrungen des Aelteren, der hier lange Jahre gewirtschaftet, dankend an, überraschte aber diesen durch scharfen Blick und neue Pläne.

Erfrischt von dem Verkehr kam der Rittmeister wieder nach Hause und ging nun eilig hinauf, um nach seiner Frau zu sehen. Im Vorzimmer glaubte er zu hören, wie Blanka mit Puck scherzte, der auf ihrer Bettdecke saß, diese Beobachtung erleichterte den Besorgten, und als er herantrat sah er wie das Hündchen munter wedelte, wie seine Augen glänzten, während es mit einer Vorderpfote spielend gegen seine Herrin tappte.

„Du solltest aufstehen, liebe Blanka," sagte Bernsbach, sich zu ihr setzend, „es ist ein herrlicher, sehr warmer Tag, das Bettliegen erhitzt Dich und

bekommt Dir gewiß nicht gut. Willst Du nicht mit zu Tisch hinuntergehen?“

„Welche rücksichtslose Zumutung, Du siehst doch, daß ich krank bin!“

„Was fehlt Dir, Geliebte, laß mich Deinen Puls fühlen?“

„Du wirst doch nur ungeduldig, wenn ich Dir von meinen Leiden spreche, genug, ich fühle mich furchtbar elend. Es würde mir kaum möglich sein zu reisen, und wer weiß, ob ich mich überhaupt noch so weit erhole, um bald abreisen zu können.“

„Soll ich zum Arzt schicken, Blanka?“ fragte Bernsbach erschrocken.

„Nein, er hilft mir ja doch nicht, gönne mir nur Ruhe. Nimm Puck herunter, er belästigt mich und schließe die Vorhänge, ich kann nichts sehen und hören. Das gute Wetter, das so ungenützt vorübergeht, ärgert mich nur.“

Bernsbach kannte ja seine Blanka, er übersah nicht ganz, was in ihrem Wesen anspruchsvoll und kindisch war, aber die alte Leidenschaft für sie unter=

jochte ihn noch immer. Er ertrug es nicht, sie unzufrieden zu sehen und belächelte mitleidig ihre kleinlich albernen Züge, die für ihn doch nicht ohne Anmut waren. Etwas so teuer Erkauftes wie sie mußte seinen Wert behalten, sonst brach ihm ja alles zusammen; es beschlich ihn immer ein Gefühl ohnmächtigen Schmerzes, wenn er sich außer Stande fand, ihr zu gewähren, was sie wünschte.

Die Tischglocke läutete, und der Rittmeister, jetzt wieder in der alten gedrückten Stimmung, mußte zum Essen hinunter. Gleich nach seinem Fortgehen ertönte die Klingel der gnädigen Frau, die ihren Mittag anzurichten befahl.

Asta war nach der Feierlichkeit der Einführung, als die Herren von der Diele aus eintraten, mit wahrhaft verzweifelten Empfindungen ringend von dannen geeilt. Ihr zorniger Jammer war vielleicht zu groß für das Geschehniß, welches ja nur dem längst Abgeschlossenen das letzte Siegel aufdrückte, sie sagte sich das selbst, ward aber nicht Herr über ihren Verdruß. Es schien ihr, als sei auch sie mit

von dem Verhaßten in Eid und Pflicht genommen, mußte sie doch ihn und seine Leute verpflegen, seiner Milchwirtschaft vorstehen, seine Mägde beaufsichtigen; abscheulich! Aber mochte nun alles darunter und darüber gehen, sie wollte sich für ihn nicht plagen; für ihren Vater stand nichts mehr auf dem Spiele und was kümmerte sie der Eindringling!

Solche thörichte Pläne ohnmächtiger Gegenwehr, die von selbst wie Schaumblasen in ihrem bewegten Innern aufstiegen und zerrannen, marterten sie. Sie schämte sich und kannte doch trotz aller Not und Pein nicht aus der leidenschaftlichen Wallung heraus, die sie in Banden hielt. Nachdem sie mit geballten Händen, zusammengezogener Stirn und knirschenden Zähnen ein paarmal unter den Akazien hin und her gelaufen war, blieb sie stehen, um sich zu fassen und durch Arbeit ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sie mochte aber jetzt nicht in die Küche zurückkehren, war sie doch überzeugt, daß hier die Mägde mit Grete die Köpfe zusammensteckten und über den neuen Herrn schwatzten. Jedes Wort für oder wider hätte

sie verletzt. Sie fühlte sich wund in ihrer Seele und konnte nicht gemeinschaftliche Sache mit den Dienstboten machen. Rasch entschlossen nahm sie einen Korb von dem Brett an der Stallwand und ging ein Gericht junger Erbsen zu pflücken.

Kaum hatte sie mit zitternden Fingern einige Hände voll in ihre aufgesteckte Schürze gerafft, als Klas, eine Hacke auf der Schulter, daherkam, er wollte die Bohnen behäufeln, so wie er aber des Fräuleins ansichtig wurde, änderte er seinen Entschluß, stellte die Hacke an einen Baum und ging zu den Erbsenfeldern. Er mußte ja noch den Busch von ein paar abgeernteten Beeten ausziehen und die letzten gelben Erbsen in Bunde zum trocknen auf die Mauer hängen.

„Dat is en höllisch Forschen, gnä Frölen, de us da packt het," begann er seine Unterhaltung, „ne, ne, ick segge immer, de beste Tied heft wie hat. Wat dei noch all anstellen ward! So en Mords Kerel, so en Nien! De nien Bessen kehrt scharp; ick glöw aberst, düsse kann gar nich' anners."

„Er ist nun Dein Herr, Klas, und da gehört sich's nicht, daß Du ihn tadelst."

Man blot half, gnä Frölen, man half, dat is noch et Beste, Morgens bün ick siene, Nachmiddags aberst?" — und der krumme Milchkutscher grinste aus den trocknen Erbsen wie eine Vogelscheuche zu ihr auf. Fast hätte sie lachen müssen, wenn ihr nur nicht so verzweifelt zu Mut gewesen wäre.

Zu Mittag hatte Asta wie immer alles in Ordnung; sie wußte auch, daß ihre Mutter nicht herunter kommen würde und war für deren Verpflegung besorgt gewesen: da sie sich nicht in Gnaden fühlte, mußte sie vorsichtig sein.

Als zuerst Herr Seebohm, dann ihr Vater eintrat, waren die Uebrigen schon versammelt. Asta stand in einem hellen Sommerkleide, blühend wie eine Rose und ohne äußere Spuren ihrer großen Bewegung am Stuhl hinter der dampfenden Suppenschale. Sie verwaltete schon längst das Amt des Vorlegens und Vorschneidens, weil beide Eltern es zu unbequem fanden. Da heute die Hausfrau fehlte, saß Seebohm

an der schmalen Seite des Tisches, Asta gegenüber, während die Andern sich an den Längsseiten verteilten.

Der neue Besitzer, erregt von dem erhebenden Gefühl einer abgeschlossenen Thatsache und innerlich beschäftigt von der Musterung seiner Fluren, begann sogleich mit Bernsbach landwirtschaftliche Fragen zu besprechen. Er hoffte die Ertragfähigkeit der Wiesen durch künstliche Düngung zu heben und dann mehr als zwanzig Milchkühe halten zu können, da Stallung genug da sei.

„Ich hege nämlich besondere Pläne zur Verwertung der Milch, deren Preis in Folge gesteigerter Zufuhr herunter geht," fuhr er lebhaft fort, „Sie erzielen in der Stadt für das Liter fünfzehn Pfennige, führe ich eine Centrifuge ein und gewinne süße Milchbutter, so kann ich die Magermilch immer noch für acht Pfennige verkaufen, oder als Viehfutter verwerten, habe aber an der Tafelbutter viel mehr verdient, als die geopferten sieben Pfennige. Vielleicht läßt sich auch hier herum mit den viehhaltenden Bauern

über Milchlieferung abschließen, denn je größer solcher Betrieb ist, je vorteilhafter, was mögen diese im Einzelverkauf für ihre Milch nehmen?"

„Das muß Asta wissen," erwiderte Bernsbach, „wieviel kostet die Milch im Dorfe, Kind?"

„Zwölf Pfennige das Liter, Papa."

„Und giebt es viele Kühe?" fragte Seebohm.

„Danach können Sie sich ja erkundigen."

„Macht man Dir Schwierigkeiten, Asta, wenn Du Milch haben willst?"

„Ich brauche selten welche, Papa, dann aber geben die Leute sie mir nur aus Gefälligkeit, da sie gern für ihren Bedarf buttern."

„Es ließe sich vielleicht eine Gegenleistung an Butter einführen," hob der junge Landwirt eifrig wieder an. „Die Entlastung jeder Einzelwirtschaft von der Arbeit des Butterns wird den Verständigen als erwünscht einleuchten. Ein Rechenexempel muß jeder Unternehmung zu Grunde liegen, daher läßt sich nur andeutungsweise Neues planen. Meine Idee hat aber noch weitere Gestalt angenommen. Ich habe

zur Seite des Gartens einen unbeachteten Schatz entdeckt. An jener, der Bleiche entgegengesetzten Hecke, drüben rechts, wo sich die Zwetschenallee an den Gemüsefeldern entlang zieht, und das Lattenpförtchen auf die Gänseweide führt, entspringt eine Quelle, unbenutzt sickert sie, nachdem sie einen Tümpel gebildet, durch die Wiese zum Fluß hinunter und versäuert mir das Gras. Hier könnte ich den Garten erweitern, die Quelle fassen und den Fall und die Kraft des Wassers benutzen, mir einige Stunden am Tage das Rad meiner Centrifuge zu treiben, dann brauchte ich weder ein Pferd noch Feuerung für eine Dampfmaschine; Kraft, einerlei wie sie in Dienst gestellt wird, ist gleichwertig."

„Ein vorzüglicher Plan!" rief der Rittmeister erwärmt. „Die Quelle, welche die Weide in einem breiten Strich versumpft, ist mir immer lästig gewesen."

„O, wie schade, da wachsen die besten Vergißmeinnicht!" rief Fränzchen bedauernd, „ich habe für Mama oft einen Kranz da gepflückt."

„Und sehr gute Brunnenkresse," fügte Ali hinzu, „wir gehen manchmal mit dem Butterbrod hin und grasen."

Die Dornée, stets regen Geistes, schien sich für die angeregte Idee zu interessiren und bat um nähere Erklärungen. Sie ließ sich das Prinzip der Centrifuge, die durch rasche Umdrehungen das Fett aus der Milch schleudert, beschreiben.

Auch Asta hätte gern gefragt, denn das Gespräch berührte ja ihr eigenstes Gebiet, sie that aber, als gehe sie Alles nichts an und schien darin ganz vertieft für Bert, der noch etwas ungeschickt war, den Taubenbraten von den Knochen zu lösen. Wenn sie es ja einmal wagte aufzublicken, sah sie die Augen des Sprechers ihr gegenüber auf sich gerichtet, als sei das, was er sagte, für sie bestimmt. Nur durch fortgesetzte Nichtbeachtung konnte sie diese Art von mittelbarem Entgegenkommen ablehnen.

Das Gespräch wandte sich dann auf die Nachbarschaft. Mit dem Pächter Hasselkamp vom Lindenstein wollte Seebohm zunächst anknüpfen, war er ein

unternehmender Mann, so ließ sich vielleicht dies oder das mit vereinten Kräften angreifen. Ein frischer Zug ging durch Alles, was der neue Besitzer sagte, gediegene landwirtschaftliche Kenntnisse und eine klare Auffassung der Sachlage machten seine Unterhaltung fesselnd.

Nach Tisch schritten die beiden Herren noch eine Weile im Garten umher. Bernsbach genoß mit Vergnügen die Unterhaltung eines Mannes, der sein Fach verstand und freute sich, daß er noch einige Zeit mit dem Anderen hausen werde.

Sie besichtigten die Quelle, und der Rittmeister gewann an Seebohms Auseinandersetzungen und seiner Freudigkeit neues Interesse für Lindenthal, das er doch alle die Zeit bemüht gewesen war, sich vom Herzen zu reißen.

Mit Schreck erinnerte sich Bernsbach plötzlich seiner Frau, sie war gewöhnt, daß er, wenn sie ja einmal nicht bei Tisch erschien, gleich nachher hinaufging, sich nach ihrem Appetit und ihrem Ergehen zu erkundigen; wie hatte er diese ihm sonst teure Pflicht

so lange verabsäumen können? Er machte sich von seinem Gefährten los und eilte zu Blanka. Sie lag schluchzend in ihren Kissen.

„Mein Liebling, um Alles in der Welt, was ist Dir?“ rief der erschrockene Gatte.

„Ich bin eine armselige Vergessene — immer mehr fühle ich, daß Anderes Dir lieber ist, als ich es bin — o, ich unglückliche Frau!“ sie schien dies Alles vor Jammer kaum hervorbringen zu können. — Der Rittmeister war erschüttert, ja, sie hatte Grund über ihn zu klagen, diese Aufregung konnte ihr schaden, er überhäufte sie mit Liebkosungen, um sie zu beruhigen.

Blanka setzte sich aufrecht im Bette, wehrte ihres Mannes Berührung ab und sagte mit bebender Stimme und gerungenen Händen: „O, Oskar, welche Opfer habe ich Dir gebracht! Meine Jugend, meine Stellung in der Gesellschaft, meine Familienbeziehungen, Alles hin, und für Alles nun dieser schnöde Undank. Du hältst mir nicht einmal Dein Versprechen, etwas für meine angegriffene Gesundheit

zu thun, und ich soll mich dabei nicht unglücklich fühlen?"

Bei ihren Vorwürfen und der harten Mahnung an die Vergangenheit war das gelbliche Antlitz des Mannes fahl geworden, er hatte einen Augenblick die Hände vor das Gesicht geschlagen und war dann geschüttelt von Erregung am Bette auf die Kniee gesunken.

„Blanka — um Gottes Willen — laß ruhen — laß ruhen! Armes Kind, ja, Du hast Deine aussichtreiche, Deine blühende Jugend hier auf dem Lande vertrauert. Ich weiß, welch' ein Opfer dies Deinem heitern, der Freude zugeneigten Sinne war. Laß mich gut machen so viel ich kann! Mag's hier gehen wie es will, Seebohm scheint verständig, Asta wird sich besinnen und ihre Schuldigkeit thun — sag' nur, wann Du abreisen willst, ich gehe mit Dir, so bald Du magst."

Ein heller Funken blitzte in dem verschleierten Auge des verzogenen Weibes auf, mit fast lachendem

Ausdruck wandte sie sich zu ihrem Gatten, der vornübergeneigt ihre feine Hand mit Küssen bedeckte.

„Ich weiß nicht, ob die Aufregungen mich nicht zu krank gemacht haben, um bald reisen zu können," sagte sie, bemüht ihrer Stimme einen matten Ton zu geben, „Du kannst aber, wenn es Dir diesmal mit Deinem Versprechen Ernst ist, die ohnehin vorbereitete Reise zu morgen früh ansetzen. Ist die Nacht erträglich, so erhole ich mich vielleicht bis dahin!"

Er versprach ihren Wunsch zu erfüllen und eilte fort, um das Nötige zu besorgen.

Mademoiselle Dornée begegnete ihm auf der Diele, und er bat sie, einen Augenblick mit ihm in Astas Zimmer zu treten, während diese von der Mutter zur Hülfe herbeibefohlen war.

Es wurde dem Manne schwer, vor den prüfenden Blicken der langjährigen Hausgenossin das Bekenntniß seiner Schwäche abzulegen; er hatte versprochen, noch acht Tage dazubleiben und wollte nun doch morgen reisen. Die kleine Gouvernante würde ganz genau wissen, wie dies zusammenhing,

er aber konnte ihre Unterstützung in dem Hauswesen, das er im Stich zu lassen gezwungen wurde, nicht entbehren.

Sie standen sich kühlen Blickes im Stübchen gegenüber, wußten sie doch Beide, daß sie trotz der äußeren Zusammengehörigkeit von Alters her feindlich gegen einander gesinnt waren.

„Ich kenne Ihren Einfluß auf meine Tochter, Mademoiselle,“ hob Bernsbach trotz seiner großen geselligen Gewandtheit verlegen an, „Sie richten bei Asta, die mir in ihrer jetzigen Stimmung unbegreiflich erscheint, mehr aus als ich, ihr Vater, dem sie noch immer heimlich wegen des Verkaufes grollt.“ Nach kurzer Pause und tiefem Atemzuge fuhr er fort: „Ich bin nun doch genötigt, morgen abzureisen“ — wie spöttisch, ja fast verächtlich es in den dunklen Augen ihm gegenüber aufglänzte — „der Zustand meiner Frau scheint mir derartig, daß — daß ich — ihr je eher je lieber die Kur in Ems verschaffen möchte. Ich muß Sie also bitten, statt meiner zu

vermitteln, uns zu vertreten, hier Alles in ein erträgliches Geleise zu rücken."

„Sie wissen, Herr von Bernsbach, daß meine Liebe für Ihre Kinder viel zu groß ist, um nicht aus eigenem Antriebe mein Bestes für ihr Wohl zu thun. Ich habe oft statt Ihrer hier einzutreten gehabt, diesmal —"

„Die Verhältnisse sind schwieriger, ich weiß," nickte er sorgenvoll. „Es war daher ja auch meine Absicht — andere Pflichten —" wieder ihr nichtachtender Blick, abscheulich, das hinnehmen zu müssen!

„Ob ich den Einfluß auf Astas verletztes Gemüt besitze, den Sie sich nicht zutrauen, weiß ich nicht."

„O gewiß, Mademoiselle!" sagte er begütigend.

„Ihr Vater ist immer Astas Abgott gewesen —"

Wie unsäglich trübe der Mann lächelte: „Und nun läßt auch sie ihn fallen?"

„Ihrer Tochter Verzweiflung über den Verkauf entspringt den edelsten Motiven, sie glaubt, dieser Schritt sei ungünstig für — für Sie —"

„Ich hätte schon viel eher verkaufen sollen,

einem Manne, wie diesem, weiche ich gern, der versteht seine Sache."

Die Thür flog auf, und Asta stürzte herein. Als sie sich unerwartet ihrem Vater gegenüber sah, stutzte sie, dann sprudelte ihre innere Erregung hervor: „Ihr wollt doch schon morgen fort — nun gut, reist nur, mir kann's recht sein, da habe ich diesem Eindringling gegenüber freie Hand!"

„Asta!" ein tiefer Seufzer hob des Vaters Brust. „Du bist ja seit Deinen Kinderjahren nicht so ungeberdig gewesen. Ich zweifle an Deiner Liebe, da Du mir Notwendiges so sehr erschwerst. Kind, Kind, besinne Dich, was ist mit Dir geschehen?"

„Weiß ich's denn?" rief sie aufschluchzend und warf ihre Arme um des Vaters Hals. „O verzeihe mir, aber ich kann nicht anders als mich ärgern und ihn glühend hassen!"

„Beherrsche Dich nur so weit, daß Du die gute Form nicht vergißt, ich werde ja irre an Dir. Nur ein paar Monate thue hier noch, was ich Dir auferlegen muß."

„Und dann soll ich Lindenthal verlassen und ihm weichen — furchtbar!“

Fränzchen kam hereingesprungen und suchte Tante Dornée, Mama sei weder mit Asta noch mit Lene zufrieden, ihre besten Kleider könne nur das geschickte Dornéechen einlegen.

Abends kam zu Aller Ueberraschung Frau von Bernsbach zum Thee ins Eßzimmer. Sie trug ihr hellgraues Reisekleid mit bordeauxfarbenen Schleifen und war nie liebenswürdiger und strahlender erschienen. Der Gatte sonnte sich in ihrem Anblick und fand, daß kein Opfer zu groß gewesen sei, um dies zauberische Lächeln hervorzurufen. Wie gütig Blanka mit Seebohm plauderte, wie sie ihn anzuregen wußte, wie wohlthuend diese Anmut von Astas trotziger Verschlossenheit abstach, und wie sein geliebtes Weib es war, die den ganzen Kreis belebte!

Nach dem Abendbrod, als die zarte Frau sich zurückgezogen hatte, schritten die beiden Herren allein miteinander in der dämmerigen Lindenallee auf und ab.

„Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen," begann der Rittmeister bedrückt. „Es war meine Absicht, noch einige Zeit hier zu bleiben, um — um Ihnen in den Sattel zu helfen, aber —"

„Ich denke, ich werde allein reiten können!" lachte Erdmann Seebohm frisch hinaus. „Seien Sie ganz getrost, Herr von Bernsbach, reisen Sie unbesorgt, es wird sich hier Alles wohl oder übel einrütteln."

„Wenn Asta —"

„Ihr Fräulein Tochter macht mir am wenigsten bange. Weiberlaunen zwingen mich nicht. Wenn sie beliebt, mich nicht zu unterstützen, werde ich auch mit den Mägden allein fertig."

Am anderen Morgen fand sich Frau Blanka wohl genug, um reisen zu können. Und in der That mußte man ihr die Versicherung, daß es ihr gut gehe, glauben, sie hatte nie rosiger und vergnügter ausgesehen. Die ganze Familie stand vor der Thür, um Abschied zu nehmen.

Asta zitterte vor Bewegung an ihres Vaters Halse und flehte leise, er solle ihr nicht böse sein.

Er drückte sie herzlich an sich und erwiderte ebenso leise, er hoffe, sie benehme sich, wie es seiner braven Tochter zukomme. Dann fuhr das Ehepaar unter Grüßen hin und her davon. Als der Wagen vom Hofe rollte, rief Fränzchen, sie wisse einen Spaß, während die Reisenden durch das Dorf rumpelten und im großen Bogen den hinten am Garten vorbei führenden Weg zur Station erreichten, wollte sie durch den Garten laufen und an der Außenpforte noch einmal „Hurrah“ rufen. Die Knaben fanden, das gäbe einen „riesigen Ulk“, und so setzten die Drei sich in Trab, rannten durchs Eßzimmer in den Garten, an der Bleiche entlang und standen hinten schreiend, Zweige schwenkend und hin und her hüpfend am Wege, als der Wagen mit den Eltern vorüberfuhr. Fränzchen sang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“, und warf ein paar Rosen der lächelnden Mutter in den Schoß.

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.